

*Posaunenengel an
der Patronatsloge der
Dorfkirche Sternhagen
(Uckermark); Foto: Bernd
Janowski*



Geleitwort

Dorfkirche im Sommer

*Trefflich singt der Küster vor,
trefflich singt auch die Gemeinde.
Auf der Kanzel der Pastor
betet still für seine Feinde.*

*Dann die Predigt wunderbar,
eine Predigt ohne Gleichen.
Die Baronin weint sogar im Gestühl,
dem wappreichen.*

*Amen, Segen, Türen weit,
Orgelton und letzter Psalter.
Durch die Sommerherrlichkeit
schwirren Schwalben, flattern Falter.*

Liebe Freunde der brandenburgischen Kirchenbauten, liebe Leser, sehr geehrte Damen und Herren,

die in den Versen des Dichters Detlev von Liliencron (1844-1909) auf den ersten Blick vermittelte Gewissheit einer heilen Welt rund um die „Dorfkirche im Sommer“ existiert nicht mehr. Und es ist zu vermuten, dass es sie bereits zur Zeit der Entstehung des Gedichts vor mehr als einhundert Jahren nicht gab; zwischen den Zeilen ist der ironische Kulturpessimismus des Poeten nicht zu übersehen. Die Hektik des Alltags und die Rasanz der Veränderungen haben längst auch die ländlichen Regionen erreicht. Fernab jeder romantischen Verklärung jedoch steht die Kirche im Dorf oder in der märkischen (Klein-) Stadt für Beständigkeit und Heimat, für Traditionsbewusstsein und Orientierung. Im global village, dem „globalen Dorf“, gewinnen reale Orte an Bedeutung.

Mit dem vorliegenden Heft möchten wir Sie wiederum zum Besuch der „Offenen Kirchen“ im Land Brandenburg ermuntern. Sie werden staunen, welche Schätze hinter den auf den ersten Blick oftmals unscheinbaren Kirchenmauern zu finden sind: gotische Schnitzaltäre, barocke Taufengel, wohlklingende historische Orgeln und vieles mehr. Unsere Kirchen sind jedoch nicht nur Museen einer vergangenen Zeit, in denen Kunstwerke besichtigt werden können. Oft sind sie – trotz des demographischen Wandels und rückläufiger Zahlen der Gemeindeglieder – lebendige Mittelpunkte ihres Gemeinwesens. Frisch gedeckte Dächer, neu vergoldete Turmbekrönungen und liebevoll restaurierte Innenräume zeigen, dass sich die Menschen mit „ihrer“ Kirche identifizieren. In vielen Orten können Gottesdienste nur noch alle vier oder sechs Wochen gefeiert werden. In den Sommermonaten jedoch laden immer mehr Kirchen zu Konzerten, Lesungen, Ausstellungen und sogar Theateraufführungen ein. Überzeugen Sie sich selbst davon, welch vielfältiges kulturelles Angebot in der vermeintlichen Provinz zu finden ist! Wenn Sie mit den „Schlüsselbewahrern“ ins Gespräch kommen, werden Sie interessante Geschichten zu hören bekommen, und Sie werden den Stolz auf ein Bauwerk bemerken, das zahlreiche Generationen gepflegt, instandgehalten und weitergereicht haben und das die heutigen Bewohner für Ihre Nachkommen erhalten und bewahren.

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg sieht auch weiterhin seine wichtigste Aufgabe darin, die bauliche Instandsetzung und Erhaltung der Kirchengebäude, die Bewahrung und Restaurierung der historischen Ausstattungen sowie die angemessene Nutzung zu fördern und zu unterstützen. Helfen Sie uns dabei, indem Sie den brandenburgischen Kirchen Ihre Aufmerksamkeit und, wenn möglich, auch Ihre Hilfe schenken!

Bei der Lektüre dieses Heftes und bei Ihren Ausflügen und Wanderungen durch die Mark Brandenburg wünschen wir Ihnen spannende Entdeckungen und anregende Begegnungen!

Die Redaktion

KONRAD MRUSEK

Selbst im Nichts haben alte Steine ihren Wert

Ein Gespräch mit dem Direktor des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung

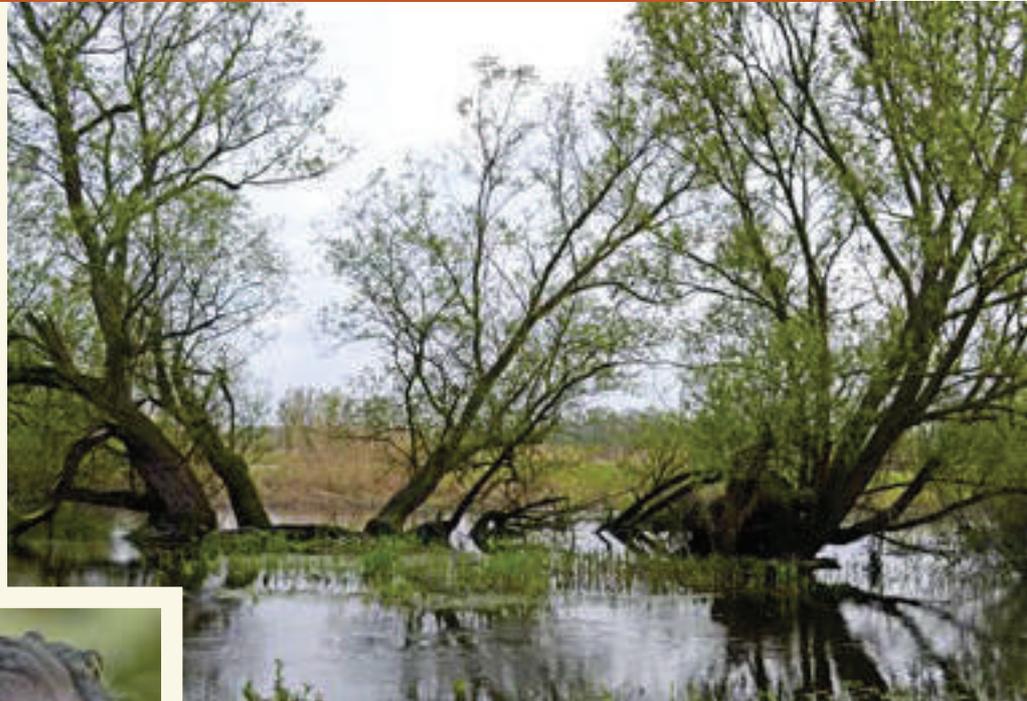
Konrad Mrusek ist Journalist und einer der Regionalbetreuer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Wenn es um die demografische Lage der Nation geht oder um die Zukunft aussterbender Dörfer, dann ist Reiner Klingholz kein Mann für die politisch korrekte Rede. Er spricht Klartext – auch wenn es jenen Politikern nicht behagt, die bei ihm zuvor eine Studie in Auftrag gegeben haben. So empfahl er zum Beispiel der Landesregierung in Brandenburg oder dem Beauftragten der Bundesregierung für die neuen Bundesländer, einen Fonds zu gründen, um in schrumpfenden Dörfern umzugswilligen älteren Menschen eine Prämie für ihre oft entwertete Immobilie zu zahlen. Dann, so seine Argumentation, würden sie eher in die nächste Stadt ziehen, wo Läden oder Ärzte leichter zu erreichen seien. Solch eine Prämie komme den Staat letztlich billiger, so der Direktor des „Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung“, als in entleerten Regionen weiterhin eine teure Infrastruktur unterhalten zu müssen.

Klingholz ist von diesem Konzept so überzeugt, dass er im Umkehrschluss nichts dagegen hätte, wenn sich die Natur einige Gebiete Ostdeutschlands zurückeroberte, wenn dort künftig mehr Wölfe durch die Wildnis streifen. In einem Interview mit der „Berliner Zeitung“ hatte er unter anderem gesagt, dass jene Birken, die durch die Dächer verlassener Fabriken wüchsen, nicht unbedingt ein deprimierender Anblick seien.



Dr. Reiner Klingholz;
Foto: Berlin Institut



Uckermärkische Landschaft; Foto: Bernd Janowski

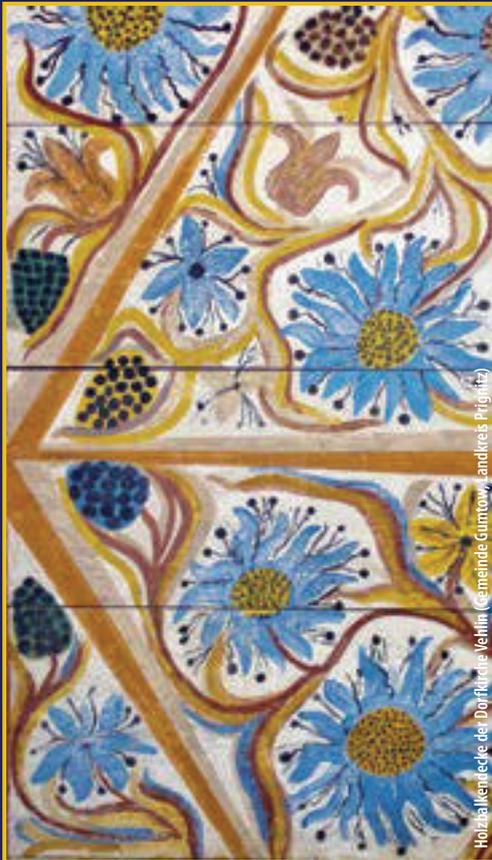
„Solche Ruinen sind doch ein vielfältiger Lebensraum für Fauna und Flora als ein märkischer Fichtenwald.“

Sind für ihn denn auch alte Kirchen schön, durch deren Dach eine Birke wächst? Solch einen Vergleich findet Klingholz unfair und auch intellektuell unredlich. „Alte Fabriken, in denen die Natur sich wieder breitmacht, haben etwas schön Morbides, aber bei einer alten Kirche würde man doch das Schaudern kriegen.“ Er verweist auf Schottland, wo in vielen halbverlassenen Dörfern noch immer die alte Kirche stehe. Allerdings seien die Gotteshäuser säkularisiert und umfunktioniert worden zu Wohnhäusern, Kneipen oder Werkstätten. „Vielleicht muss man sich daran gewöhnen, dass das hierzulande auch passiert“.

Ist es dann eine romantische Idee oder aber eine sinnvolle Tat, alte Kirchen

möglichst als Gotteshaus zu erhalten? „Es ist eine kulturromantische Idee und daher grundsätzlich sinnvoll“, sagt der Direktor der Berlin-Instituts. „Kulturgüter sollte man erhalten, wobei ich jedoch nicht alles dazuzählen würde, was die Denkmalschützer in ihren Listen erfassen – etwa einige der Bauten aus den fünfziger oder sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts.“ Was macht man aber aus einer alten Dorfkirche, die nach der Wende renoviert wurde und nun keine Gläubigen mehr hat? Soll man sie abreißen, zur Gaststätte machen oder aber einmotten für spätere und vielleicht wieder gläubigere Generationen? Klingholz: „Man sollte versuchen, sie zu erhalten und einer sinnvollen Nutzung zuzuführen, zu einem Ort, wo Menschen zusammenkommen, wo die Idee des christlichen Zusammenseins in einer anderen Form weiterlebt – auch mit Menschen, die gar nichts mit der Kirche zu tun haben“.

Der Bevölkerungsforscher hält dieses Konzept auch in der Uckermark für sinnvoll, wo sein Institut bis 2030 ein Schrumpfen der Bevölkerung um etwa



Horizontalelemente der Dorfkerne, Vahlin (Gemeinde Gumtow), andreas Prigitz

Sie leben in Berlin oder Brandenburg, verbringen gerne Ihren Urlaub auf dem Lande und erkunden Mark und Lausitz an den Wochenenden?

Dann unterstützt Sie die Jahresbroschüre der Kulturfeste im Land Brandenburg bei der Entdeckung des Kulturlebens. Darin finden Sie Informationen von über 70 Veranstaltern im ganzen Land zu über 800 Konzerten, Opernaufführungen, Lesungen, Ausstellungen, Filmwettbewerben, Performances, Tanz- und Theatervorstellungen in Schlössern, auf Rittergütern, Ställen und Scheunen, in Klöstern und Kirchen, in Gärten und Parks. Die Veranstaltungstipps finden Sie aktuell im Internet unter www.kulturfeste.de. Die Kulturfeste laden Sie ein, die gewachsene kulturelle Vielfalt zusammen mit den landschaftlichen Schönheiten Brandenburgs zu entdecken.

Lassen Sie sich von Brandenburg überraschen!

**Kulturfeste im Land Brandenburg e.V.
Am Bassin 3 | 14467 Potsdam
T: 0331-9793302
info@kulturfeste.de**

www.kulturfeste.de

zwanzig Prozent erwartet. „Natürlich ist eine Kirchen-Rettung auch eine Frage der Kosten und des kulturellen Wertes dieses Gotteshauses. Doch manche Kirchen haben so viele Jahrhunderte überdauert, warum soll man sie jetzt ohne Not verfallen lassen!“ Das sei aber, so fügt er hinzu, nicht so sehr eine staatliche Aufgabe, sondern in erster Linie eine der Kirche und der Gesellschaft. „Bei den Industrie-Denkmalen, etwa im Ruhrgebiet oder dem Saarland, gibt es jetzt fast schon ein Überangebot und die sind nicht einmal hundert Jahre alt. Da kann man doch nicht Kirchen verfallen lassen, die 800 Jahre alt sind. Die haben eine größere Dignität, und das muss eine Gesellschaft bedenken, die Wert legt auf Geschichte und Kultur. Man sollte die Kirche auch deshalb im Dorf lassen, weil das ein Teil der Dorf-Identität

ist. Und selbst wenn kein Mensch mehr dort lebt – es gibt ja auch kulturell wertvolle Ruinen oder Steine, die völlig im Nichts stehen, wie etwa die keltischen Menhire in der Bretagne. Auch da waren einst Menschen und Kultur und das ist ein Teil der Geschichte.“

Müssen die Demografen ihre pessimistischen Prognosen für den Osten Deutschlands nicht revidieren, wenn hunderttausende von Menschen aus dem Nahen Osten oder Afrika in das Land strömen? Auch wenn die Völkerwanderung des Jahres 2015 sich nicht in diesem Ausmaß wiederholen sollte, ein völliges Versiegen des Migrantenstroms ist doch vorerst kaum zu erwarten. „Die demografische Schrumpfung wird gebremst und dies gilt auch für Brandenburg“, sagt der Bevölkerungsforscher. „Doch sobald Asylbewerber anerkannt sind, wer-



Keltische Menhire in der Bretagne; Foto: Steffen Heilfort

Selbst im Nichts haben alte Steine ihren Wert

den sie vermutlich dorthin gehen, wo sie Beschäftigung finden oder andere Menschen aus ihren Herkunftsregionen leben und nicht in die peripheren Regionen des Landes. Daher sehe ich nicht, dass man die düstere Prognose für die Uckermark oder die Prignitz korrigieren muss.“ Dies gelte umso mehr, weil man immer häufiger beobachten könne, dass nach den Jungen nun auch die älteren Menschen zu wandern beginnen. „Die Umzugsbereitschaft der Alten ist inzwischen erstaunlich hoch, wie Umfragen in Mecklenburg-Vorpommern zeigen. Sie suchen kürzere Wege, ziehen häufiger aus den sich entleerenden Dörfern in die Mittelzentren, wo es Pfleger, Ärzte und Geschäfte gibt.“ Hinzu komme, so fügt der Demograf hinzu, dass mittelgroße Städte wie etwa Prenzlau, Schwedt oder Templin die Generation 65plus zum Teil mit altersgerechten Wohnbauten gezielt anlockten, um ihre Infrastruktur weiterhin auslasten zu können. „Es ist auch extrem wichtig, dass solche Mittelzentren mit ihrer Versorgungsfunktion stabil bleiben, sonst entleeren sich die peripheren Räume noch mehr.“

Könnte sich der Bevölkerungsforscher Klingholz vorstellen, dass es selbst unter den vielen ostdeutschen Nicht-Christen eine Rückbesinnung auf christliche Werte gibt, wenn so viele Muslime in das Land strömen? „Das schließe ich nicht aus, auch wenn es sicher kein Massenphänomen wird. Ich weiß auch nicht, ob dies eher eine religiöse Renaissance sein wird oder bloß eine Rückbesinnung auf die christlichen Wurzeln der Gesellschaft.“ Müssen wir uns also womöglich darauf einstellen, dass trotz des Widerstands der Amtskirchen irgendwann Dorfkirchen zu Moscheen werden, wenn der Anteil der Muslime stark zunimmt? Klingholz zögert länger mit einer Antwort: „Doch, ich könnte mir das vorstellen.“ Er verweist auf die Geschichte der Hagia Sophia in Istanbul. Erst war sie die größte Kirche der Christenheit, dann wurde sie Moschee und derzeit ist sie ein Museum, was der türkische Präsident Erdogan indes wieder rückgängig machen will.

Wie wichtig ist neben der Struktur und der Lage eines Ortes bürgerschaftliches Engagement für die Stabilität eines Dorfes? „Unsere Studien beweisen, dass das Engagement der Bürger einer der wichtigsten Standortfaktoren ist“, sagt der Direktor des Berlin-Instituts. „Solch ein Engagement beweist, dass die Leute sich organisieren



Kirchenruine in Battin (Uckermark); Foto: Bernd Janowski

können und sich auch wohlfühlen im Ort. Da entstehen nicht nur Vereine, sondern gelegentlich auch kleine Unternehmen im Dorf.“ Selbstorganisation auf dem Land sei doch immer sehr wichtig gewesen, fügt Klingholz hinzu. „Dort, wo es diese Kummerei nicht mehr gibt oder wo es sie nie gab, wie in manchen Gutsherrschaften und später in den LPGs der einstigen DDR, dort gibt es jetzt die großen Probleme der Dörfer.“

In den diversen Dorf-Studien des Berlin-Instituts fällt auf, dass man das Stichwort Kirche selten findet und auch ihre Organisationen in den Gemeinden kaum erwähnt werden. Spielt denn die Kirche keine Rolle mehr im Osten, kann man dieses zivilgesellschaftliche Engagement wirklich schon vernachlässigen? „Es springt einem zumindest nicht ins Auge bei unseren Untersuchungen vor Ort“, beteuert Klingholz. Überdies sei die Kirche als soziales Unternehmen (Diakonie, Caritas) im Osten viel seltener vertreten als im Westen, hier sei es häufiger die Arbeiterwohlfahrt, die soziale Aufgaben übernehme. „Wenn in den Orten etwas Neues auf die Beine gestellt wird, dann stehen dahinter oft Zugezogene. Doch so war es häufig in der Geschichte der Dörfer: Die Innovation kam vielfach von außen, weil die Alteingesessenen bekanntlich ein großes Beharrungsbedürfnis haben.“ Klingholz, der aus dem pfälzischen Ludwigshafen stammt und Mitglied der protestantischen Kirche ist, be-

klagt, dass die Kirche zu sehr mit sich selbst beschäftigt sei, sich zu wenig engagiere in der gesellschaftlichen Debatte, wie man schrumpfende Regionen lebenswert erhalten und damit stabilisieren könnte. „Die Pastoren und ihre Vorgesetzten sind nur selten innovativ. Es gibt zwar einige Kirchengemeinden, die machen tolle Sachen, doch die Bedeutung der Kirche für die gesellschaftliche Stabilität der demographisch bedrohten Regionen im Osten ist nach meiner Beobachtung gering“.

Könnte man denn bürgerschaftliches Engagement in den Dörfern auf irgendeine Weise implantieren? „Nein, das geht nicht“, versichert Klingholz, „das muss von unten wachsen, das können nur die Menschen vor Ort entfalten – oder eben Zugezogene, auch wenn sie anfangs häufig mit Misstrauen betrachtet werden.“ Die Geschichte zeige, so der Demografie-Experte, dass Dörfer schon immer mehr menschliche Kooperation benötigten als die Städte, die Bauern hätten stets auch gemeinsam agieren müssen, um etwa Wasserquellen zu erschließen oder die Allmende kooperativ zu bewirtschaften. Nicht ohne Grund seien die freiwilligen Feuerwehren, die Vereine und Genossenschaften in den Dörfern viel wichtiger als in den Städten. „Eine unserer regionalen Studien aus peripheren Regionen Hessens und Thüringens zeigt, dass der wichtigste Indikator für ein stabiles Dorf die Vereinsdichte ist.“ —

Dr. Hans Krag ist Mitglied im Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

Nach einem warmen Sommertag legen Sie sich ins Bett und können nicht einschlafen. Alles ist still. Da – hinter dem Schrank knackt es, aus der Küche ein Klang von Metall gegen Keramik, im Treppenhaus ächzt es, oder waren es leise Schritte (?!) und vom Boden klingt ein Rascheln. Augen zu und Bettdecke über den Kopf...

Wenn Sie nach Einbruch der Dunkelheit allein in einer Kirche sind (ohne Licht!) wird's dort lebendig: es knarzt und knackt, rieselt und huscht, flattert, quiekt und rumpelt, und bei Wind und Regen stöhnt und jammert es vom Dach bis zu den Fenstern. Diese Geräusche kommen nicht etwa aus der Gruft, sondern sie zeigen: die Kirche lebt und die Kirche leidet.

Ein Gebäude muss genutzt werden, sonst verfällt es. Eine gängige Weisheit. Wie aber kann es eigentlich verfallen, wenn doch keine Abnutzung stattfindet? Es ist die Natur selbst, die dafür sorgt, dass nichts ewig ist.

In der Luft fliegen, von uns ungesehen und unbemerkt, zahllose Sporen von niederen Pflanzen, Pilzen und Flechten; wo sie passable Lebensbedingungen finden, lassen sie sich nieder und keimen, so zum Beispiel in warmer, feuchter und geschützter Umgebung. Die Traufen von Kirchendächern sind daher ein bevorzugter Ort für Schwammbildung. Der Hauschwamm (eigentlich ein Pilz) bereitet das Balkenholz für weitere Schädlinge vor: er weicht es auf und zerfasert es. Bei Trockenheit macht er eine Pause im Wachstum, stirbt aber nicht ab und kann sich später wieder ausbreiten. Andere Plagegeister werden bereits mit dem Bauholz importiert: Bis zum 16. Jahrhundert wurde vorzugsweise mit Eichenholz gebaut, danach benutzte man auch Linde und Nadelhölzer. Die sind Wirte für die Eier des Holzbocks, einem relativ großen Käfer, der auch im Wald für die Verwesung abgestorbenen Holzes sorgt. Aus den Eiern



Marius van Dokkum ©2005 Art Revisited, Tolbert

schlüpfen Larven, die sich aus dem Inneren der Balken dann ins Freie fressen – die bekannten „Holzwürmer“. Er mag das Holz „frisch“, es sollte nicht älter als ca. 80 Jahre sein. Anderenfalls lässt der Käfer es schnöde liegen

und wandert zu einem anderen Balken aus. So können viele Larven das Holz nach und nach zersetzen. Dabei hilft ihnen auch die „Totenuhr“ (huu!), der Bunte Klopfkäfer oder der Scheckige Pochkäfer. Beim Nagen klopft er mit

dem Hinterleib auf das Holz; der Nagelkäfer wiederum trommelt mit seinen Hinterbeinen auf das Holz, um Partnerinnen anzulocken. Da diese Geräusche ziemlich regelmäßig sind, haben Abergläubische sie früher mit dem Ticken der Uhr des Todes in Zusammenhang gebracht, der vorbeikommt, um jemanden im Haus abzuholen.

Andere Tiere sind keine Zerstörer, bereiten solchen aber den Boden: Vögel unter dem Dach, Marder, die berühmten Kirchenmäuse und andere: Es ist vor allem ihr Kot, der die zerstörerischen Bakterien enthält, die dann in der neuen Umgebung tätig werden.

Der sicherste Weg, viele Schädlinge aus der Kirche zu verbannen, ist mit Sauberkeit, Lüftung und gutem bautechnischen Zustand gepflastert. Damit werden die Lebensbedingungen für Fieslinge erschwert. Was heißt das? Unter dem Dachstuhl sollte häufig gereinigt, Lücken im Dach oder Mauerwerk sollten geschlossen, Luftklappen und -ziegel mit Fliegendraht vor Vögeln und anderen Tieren geschützt werden. Lücken im Dach können entstehen, wenn zu schwere Dachziegel verbaut werden, die das Dach eindrücken; Feuchtigkeit entsteht durch Kondenswasser, das sich bei Klimaschwankungen bildet. Daher ist die kontrollierte Lüftung zu allen Jahreszeiten wichtig.

Die Kirche muss sich aber nicht nur der Feinde von oben erwehren. Sie wird auch von den Seiten und von unten attackiert. Feldsteinwände oder -sockel nehmen keine Feuchtigkeit auf, Backsteine aber sehr wohl. Mit der Feuchtigkeit steigen auch Bodensalze auf, die bei Trockenheit kristallisieren. Dabei weitet sich die kristallisierte Oberfläche über die ursprünglich feuchte Fläche hinaus aus und sprengt so Backstein und Putz, der dann von den Wänden fällt – oft noch mit seiner Bemalung. Versiegelte Böden (Zement) drücken Feuchtigkeit in die Wände, die mehrere Meter aufsteigen kann. Es ist also ratsam, zwischen Boden und Wand eine Lücke zu lassen. Dampfundurchlässige Anstriche oder Putze an den Wänden behindern die Verdunstung von Wandfeuchte. Auch im geschlossenen Kirchenraum bildet sich Kondenswasser, das die Wände herabsickert und die Bemalung schädigt. Daher sollte man hier mit der Belüftung/Trocknung vorsichtig umgehen: Die Kirche ist grundsätzlich ein kalter Raum; ein in Fußbodennähe umlaufend installiertes Heizungsrohr mit geringer Heizleistung wirkt der Bildung von Kondensfeuchte an den

Wänden entgegen. Der Raum sollte gleichmäßig, aber nicht zu warm beheizt werden. Zeitweises Heizen unter den Bänken ist auch möglich – aber keine offene Dauerheizung. Das gilt auch für das Durchlüften an heißen Sommertagen. Kondenswasser an den Fenstern sollte durch kleine Rinnen in den Fensterbänken aufgefangen und nach außen geleitet werden.

Für die Innenausstattung gilt, dass Holz stärker arbeitet als Farbe. Daher sollte bemaltes Holz, zum Beispiel Altäre, Statuen oder Ähnliches nicht starken Temperaturschwankungen ausgesetzt sein – das gilt auch für Sonneneinstrahlung – damit die Farbe nicht abplatzt. Und will man die hölzerne Ausstattung schützen, ist auf das richtige Holzschutzmittel zu achten. Alte Holzschutzmittel können auch heute noch gesundheitliche Probleme bereiten: Es kommt nicht nur zu Fleckenbildung und kristalliner Ausblühung, sondern giftige Dämpfe können die Kirchenbesucher – vor allem aber die Restauratoren – schädigen.

Die Feinde der Kirche – das sind also nicht nur böse Andersgläubige oder Ungläubige. Die sind sogar eine Minderheit im Vergleich zu den Millionen Insekten, Bakterien und anderen Schädlingen, zu Naturgewalten und Vandalismus. Viele Zerstörer „arbeiten“ im Verborgenen, und ihre Entdeckung ist oft eine Überraschung. Der Teufel – wer sonst? – steckt auch hier in winzigen Details. Wenn wir also wieder einmal vor einer Kirche stehen und uns wundern, dass hier für Reparaturen gesammelt wird, obwohl der Bau doch untadelig aussieht, dann wissen wir nun, dass der Schein oft trügt und häufig tragende Elemente unter dem Dach bedroht sind.

Eine ständige Betreuung des Bauwerks ist notwendig. Dabei helfen die vielen Ehrenamtlichen in einer Gemeinde, deren Aufsicht und Pflege unverzichtbar ist, und deren Einsatz viel zu selten gewürdigt wird. Kirchen sind unser aller Erbe, und wir sollten ihre Erhaltung nicht nur der amtlichen Denkmalpflege überlassen, sondern auch selbst einen Beitrag leisten. —

.....
Der Inhalt dieses Artikels basiert auf einem Gespräch mit dem Amtsrestaurator Werner Ziems vom Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege.
.....

Die Feinde der Kirche



»...eine der
am besten
dokumentierten
Orgellandschaften
Europas.«



NEU

BERND JANOWSKI

Apostel auf Irrwegen

Eine uckermärkische Kriminalgeschichte

Bernd Janowski ist Geschäftsführer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Im Juni des Jahres 1991 berichtete das Magazin „Der Spiegel“ unter dem etwas reißerischen Titel „Die Madonna und die Mafia“ über Kunstdiebstähle in den neuen Bundesländern: „Eine internationale Antik-Connection räubert Kirchen und Museen in Ostdeutschland aus.“ Und weiter hieß es: „Spuren führen in die Niederlande und zu einstigen Stasi-Agenten.“ Erwähnt wurden in dem immerhin fünfseitigen Artikel auch „Heiligenfiguren aus dem 16. Jahrhundert, die im Januar aus der Nikolaikirche in Prenzlau geraubt worden waren“. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung dieses Berichtes waren zumindest einige der gestohlenen – ursprünglich zu einem Altarretabel in der Prenzlauer Marienkirche gehörenden – Skulpturen bereits wieder aufgefunden. Doch weder „Hehlerkreise in den Niederlanden“ noch „Kunstfahnder aus dem ehemaligen Ministerium für Staatssicherheit“ hatten die wertvollen Schnitzfiguren entwendet. Der Haupttäter wurde ermittelt, konnte aber nicht mehr bestraft werden. Und einige der gotischen Apostelfiguren fehlen bis heute. Die uckermärkische Kriminalgeschichte ist also auch nach einem Vierteljahrhundert nicht abgeschlossen. Doch der Reihe nach...

Von der einstigen Bedeutung der uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau zeugen noch heute sechs mittelalterliche Kirchenbauten und zwei ehemalige Hospitalkapellen. Unbestreitbarer Mittelpunkt der Stadt ist die nach schweren Kriegsschäden wieder aufgebaute Hauptkirche St. Marien mit ihrer hochragenden, ungleichen Doppelturmanlage und dem faszinierenden backsteinernen Ostgiebel, den die Schriftstellerin Ricarda Huch mit dem „Strahlenschild eines alten Sonnengottes“ verglich. Zum Zeitpunkt der Reformation befanden sich – laut



Mittelschrein des geöffneten Marienretabels, vor 1945; Foto: BLDAM

einem Visitationsprotokoll von 1543 – in der Marienkirche fünfzehn Nebenaltäre. Dass auch nach dem Ende der katholischen Heiligenverehrung diese Nebenaltäre und weitere Einbauten nicht sofort beseitigt wurden, zeigt eine Schilderung des Prenzlauer Pfarrers Christoph Süring (1615–1673). In seiner Chronik der Stadt Prenzlau beschrieb er den Innenraum des Gotteshauses als so schwer zu übersehen, dass es geschehen konnte, „dass am 24. November 1594 während der Predigt die Sau des Stuhlschreibers Tho-

mas Sidow unter einer der Chortreppen ihre Ferkel zur Welt brachte“.

Im Laufe der Zeit wurden die zahlreichen Nebenaltäre entfernt. Erhalten jedoch blieb ein prachtvolles, der Jungfrau Maria gewidmetes Retabel, das erst 1512 als neuer Hochaltar in die Kirche gekommen war. Ein Schriftzug im Mittelschrein verkündete: „Anno domini MCCCC UN XII DO wort gemaket desse tafel to lub.“ Bei Süring heißt es dazu: „Im Jahre 1512 ward der große Altar in der Kirchen zu St. Marien zu Prentzlow

in der Stadt Lübeck geschnitzt und gemahlet und kostete 1500 Goldgulden.“ Für die damalige Zeit war das eine gewaltige Geldsumme, die hier investiert wurde. Und die Bestellung eines Altarretabels in der Kunstmetropole Lübeck zeugt vom hohen Anspruch der Auftraggeber.

Für eine ausführliche kunsthistorische Würdigung des Prenzlauer Marienretabels fehlt hier der Platz. Es handelte sich um einen mit je zwei bemalten Flügeln versehenen Altaraufsatz. Zentrum des Mittelschreins bildete eine fast lebensgroß geschnitzte, gekrönte und von Engeln umschwebte Maria als auf einer Mondsichel stehende Himmelskönigin. In zwei übereinander angeordneten Fächern wurde sie links von einer Anna Selbdritt und Johannes dem Evangelisten, rechts von der Heiligen Katharina und der Heiligen Barbara flankiert. In den Innenseiten der Altarflügel standen Figuren der weiteren elf Apostel sowie des Heiligen Paulus. Die Predella bildete ein breites, vielfiguriges und sehr lebendig geschnitztes Relief, das die Anbetung der Könige zeigte. Die geschlossenen Innenflügel waren mit acht gemalten Szenen aus dem Marienleben bzw. der Kindheit Jesu auf der linken und aus der Katharinenlegende auf der rechten Seite geschmückt. In einer dritten Wandlung wurden auf den Rückseiten der Außenflügel vier heilige Frauen sichtbar: Margarethe, Elisabeth, Agatha und Maria Magdalena. Die Bekrönung des Mittelschreins bildete ein Gesprenge aus reich gestalteten, filigranen Verzierungen, gekrönt wiederum von einer Marienfigur und – darunter in einem Baldachin stehend – von Christus mit der Siegesfahne sowie ihm zur Seite dem Heiligen Georg und dem Heiligen Mauritius.

Noch in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges, am 27. und 28. April 1945, vernichtete ein verheerender Brand fast die gesamte Prenzlauer Altstadt. Auch die Marienkirche wurde weitgehend zerstört. Der einstürzende Dachstuhl durchschlug das Gewölbe, so dass das



Gestohlene Jakobus-Figur, 2010; Foto: Marc Peetz

Feuer auch auf den Innenraum übergrieff. Im südlichen Turm schmolzen die vier mittelalterlichen Glocken. Wie durch ein Wunder blieb der prachtvolle gotische Ostgiebel unversehrt. Bereits 1944 hatte man vorsorglich die Schnitzfiguren des Marienaltars und das Gesprenge abgebaut und in einer Kammer des Nordturms gelagert, wo sie den Brand überstanden. Vernichtet wurden jedoch die bemalten Seitenflügel und der Schrein.

In den 1970er Jahren erhielt die Marienkirche – auch dank der Valutamittel aus dem sogenannten „Sonderbauprogramm“ – ein neues Dach; bis 1990 konnte die Instandsetzung der Außenhaut nahezu abgeschlossen werden. Als Wahrzeichen der Stadt Prenzlau grüßte die Marienkirche nun wieder die Besucher schon von weitem über den Uckersee. Der gewaltige Innenraum jedoch blieb leer. Die geretteten Schnitzfiguren des Marienretabels wurden in einem schlichten, eher einem Regal ähnelnden, notdürftigen Schrein in der benachbarten Nikolai-Kirche, dem ehemaligen Gotteshaus des Dominikanerklosters, aufbewahrt. Und hier beginnt die eigentliche Kriminalgeschichte:

In der Nacht vom 29. auf den 30. Januar 1991 wurden, bis auf die Maria, alle achtzehn Schnitzfiguren gestohlen. Der damalige Landessender Brandenburg zeigte in seiner Nachrichtensendung ein eingeschlagenes Fenster in der Sakristei und eine zurückgelassene Leiter. Es wurde die Vermutung geäußert, dass die Figuren gezielt für den internationalen Kunstmarkt geraubt wurden und wohl für immer verschwunden bleiben würden. Nur wenige Wochen später jedoch konnten mehrere Schnitzfiguren im Kofferraum eines Polizeiautos den Weg aus Köln zurück nach Prenzlau antreten. Fünf Skulpturen wurden bei Antiquitätenhändlern im Rheinland sichergestellt, drei der Apostel fanden sich unter Abfall versteckt an einem Autobahnrastplatz bei Bergisch Gladbach. Die restlichen Figuren holte die Polizei aus einem Kölner Edelbordell, wo der Tat-



Christiane Thiel bei Restaurierungsarbeiten am Relief der Anbetung der Könige; Foto: privat

verdächtige sie in Zahlung gegeben hatte und wo sie im Foyer stilvoll die Besucher des Etablissements begrüßten. Zur Rechenschaft gezogen werden konnte der Kunsträuber nicht mehr, da er in ebendiesem Bordell im Alter von nur 49 Jahren einem Herzinfarkt erlegen war. Den entscheidenden Hinweis auf die Täter (auch ein ehemaliger Schwager soll involviert gewesen sein) hatte der Polizei die eigene Schwester gegeben, die der Meinung war, dass die Sache für ihren Bruder wohl eine Nummer zu groß sei...

Die zurückgekehrten Figuren und das Relief mit der Anbetung der Könige wurden 1997 in einen neuen Altarschrein in der St. Marien-Kirche eingebaut. Nach und nach wurden die Figuren – je nach Finanzlage – sorgfältig von der Potsdamer Restauratorin Christiane Thiel gesichert, konserviert und restauriert. In diesem Jahr wird Christiane Thiel zwei bekrönende Figuren aus dem Gesprenge – Christus und Mauritius – in Arbeit nehmen. Der Landkreis Uckermark hat kürzlich bekannt gegeben, dass er zum wiederholten Male Fördermittel für das Vorhaben zur Verfügung stellt.

Nach wie vor jedoch sind zwei Apostelfiguren – Jakobus der Ältere und Jakobus der Jüngere – sowie der Kopf des Bartholomäus verschwunden. Auch etliche Kleinteile, wie zum Beispiel die sogenannten Attribute der Heiligen, gingen während der Odyssee der Kunstwerke verloren.



St. Marien Prenzlau, Blick in den Chorraum auf das Altartafel, 2012; Foto: Peter Knüvener

Im Herbst des vergangenen Jahres erhielt Werner Ziems, Amtsrestaurator im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege, Post von Marc Peez, einem Kollegen aus dem Denkmalamt im Rheinland. Dieser hatte bereits 2010 in der Werkstatt eines Restaurators die Figur des aus Prenzlau stammenden Jakobus des Älteren fotografiert und jetzt von einem Kollegen aus Aachen den Hinweis auf dessen ursprüngliche Herkunft erhalten. Im November 2015 informierte Peez die Kriminalpolizei in Köln. Kirchengemeinde, Denkmalschützer, Kunsthistoriker und vor allem die Restauratorin schöpften Hoffnung. Drei Monate später ergab

eine Nachfrage bei der Prenzlauer Krippe jedoch kein hoffnungsvolles Ergebnis: Ja, man habe den Vorgang vor einigen Tagen auf den Tisch bekommen. Ein weiteres Vorgehen sei jedoch schwierig, da die Straftat verjährt sei und man außerdem derzeit gar nicht wisse, wo die Ermittlungsakten von 1991 hingekommen wären.

In den achtziger Jahren schmückten kleinere Figuren, geschnitzte Engel und Teile des Zierrats aus dem Gesprenge des Marienretabels den Gemeindesaal der Nikolaikirchengemeinde in Prenzlau. Nach dem Hinweis der Restauratorin Christi-

ane Thiel auf schlechte klimatische Verhältnisse wurden sie recht schnell wieder entfernt. Auch diese Teile sind heute nicht mehr aufzufinden. In Prenzlau kann sich niemand daran erinnern, wann und wohin sie verschwunden sind.

Der in Lübeck tätige „Meister des Prenzlauer Marienretabels“ schuf vor mehr als fünfhundert Jahren Schnitzfiguren, die heute zu den schönsten und wertvollsten mittelalterlichen Kunstwerken Brandenburgs gehören.

Vielleicht besteht doch noch die Möglichkeit, die uckermärkische Kriminalgeschichte zu einem guten Ende zu bringen... —



Heute verschwundene Figürchen aus dem Gesprenge und dem linken Seitenflügel, 1970er Jahre; Foto: BLDAM

MARIE LUISE ROHDE

Laufsteg in die Ewigkeit Figurengrabsteine der Renaissance und ihr Bezug zur Mode der Zeit

Marie Luise Rohde ist Kunsthistorikerin mit langjährigem Lehrauftrag für Kunstgeschichte und Kostümkunde an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin.

Als der Berghauptmann Heinrich von Gersdorff 1551 die Pfandherrschaft Dobrilugk für 80.000 böhmische Gulden erwarb, war das für ihn mit einem erheblichen Zuwachs an Macht und Reichtum verbunden. Das ehemalige Zisterzienserkloster in Dobrilugk, in Reformationszeiten säkularisiert, verfügte über einen erheblichen Landbesitz, zu dem auch das Städtchen Kirchhain und noch weitere 28 Dörfer gehörten. Der neue Herr von Dobrilugk bezog mit seiner Frau Mechthild das einstige Abtshaus und begann mit dessen Umbau zu einem angemessenen Wohnsitz, der sich in der Folgezeit zum repräsentativen Schloss Doberlug erweitern sollte. Dieses Renaissance-schloss gilt als das aufwendigste seiner Art in der Niederlausitz, die zum damaligen Zeitpunkt von Kursachsen an die böhmische Krone gekommen war. Heute liegt die Doppelstadt Doberlug-Kirchhain im Brandenburger Landkreis Elbe-Elster.

Heinrich von Gersdorff sollte die Fertigstellung des Baus nicht mehr erleben, er verstarb 1557 und ließ sich in der Kirche St. Marien zu Kirchhain beisetzen, in der bereits seine Frau Mechthild 1554 bestattet worden war. Ein prächtiger Doppelgrabstein zeigt das Ehepaar in Hochrelief, aufgestellt an der Südseite des Chores. Der Typus des Figurengrabsteins hat eine lange Tradition, die in Deutschland besonders seit der Mitte des 16. Jahrhunderts eine deutliche Belebung erfuhr. Im Adel wurde es allgemein üblich, in Patronatskirchen für verstorbene Angehörige Figurengrabplatten zu setzen, seltener liegend, in der Mehrzahl in senkrechter Aufstellung. Meist ist ein Ganzfigurenrelief mit Umschrift und Wappenschmuck in eine architekto-

nische Einfassung gestellt. Diese Vorliebe für das Relief-epitaph flaut dann nach 1620 allmählich ab, bedingt durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges. Später zeigen sich neue Formen in der Sepulkralkunst.

Obwohl viele Epitaphe im Laufe der Zeit als Baumaterial verwendet wurden, haben sich etliche dieser Gedächtnismale erhalten. Drei Beispiele aus drei Regionen Brandenburgs sollen hier vorgestellt werden, die stellvertretend für weitere gelten können.

Eine Gemeinsamkeit ist bemerkenswert: Die Dargestellten zeigen sich in der aktuellen Mode der Zeit. Detailreich werden die Haar- und Barttracht der Männer bis zur Kuhmaulfußbekleidung oder bei den Frauen die Hauben- und Gewandformen bis hin zu Accessoires erfasst. Mechthild von Gersdorff in St. Marien zu Kirchhain trägt als Übergewand die standesgemäße Schaub, ein in den meisten Ländern Europas charakteristisches Kleidungsstück gehobener Stände in der Renaissance. Dieser Mantel, bei Männern wie Frauen gleichermaßen üblich, ist stets offen und hier mit Pelz verbrämt. Ein breiter pelzbesetzter Kragen bedeckt die Schultern. Der vermutlich edle Stoff dieser schwarzen Schaub zeigt das zeittypische Granatapfelmuster, das in Konturen noch gut erkennbar ist. Schwarz war als Farbe Ende des 15. Jahrhunderts am burgundischen Hof in Mode gekommen. Die



Doppelgrabstein der Familie von Gersdorff in der Stadtkirche St. Marien Kirchhain (Elbe-Elster); Foto: Carsten Hoffmann

langen Hängeärmel haben in halber Höhe eine zweite Öffnung, durch die man die Arme steckte. An den Ellenbogen sind die Ärmel des darunter getragenen Kleides aufgeschlitzt und mit andersfarbigem Stoff unterlegt. Diese modische Form kam aus Italien, wie auch das großzügige Dekolleté, das hier mit einer goldbestickten Borte verziert ist. Ein gefälteltes weißes Hemd füllt den Ausschnitt und wird am Hals gekräuselt zusammengehalten durch ein schwarzes Bündchen mit goldenem Medaillon.

Die modische Kopfbedeckung im Norden zu jener Zeit ist die sogenannte Kugelhaube aus weißem Linnen. Das Besondere der Haube der Mechthild von Gersdorff sind lange weiße Bänder, die paarweise als Schmuck vom Hinterkopf herabhängen und dekorativ über das ganze Gewand fallen. Unter den Trachtenstudien von Hans Holbein d. J. von 1530 gibt es ebenfalls solche hochmodischen langen Bänder, die der Trägerin elegant nachflattern. Die Kugelhaube wird mit einem Kinnband gehalten, das bei älteren Frauen auch über der Mundpartie liegen kann. Eine breite goldene Kette im Ausschnitt vervollständigt



das Erscheinungsbild der Mechthild von Gersdorff, das vollkommen dem Dresscode gehobener Stände der Renaissance entspricht.

Ihr Ehemann Heinrich präsentiert sich gleichfalls modisch anspruchsvoll. Zeittypisch ist sein kurzer Rock, ein sogenannter Faltrack, in leuchtendem Rot mit breitem schwarzem Streifen. Den Oberkörper bedeckt ein dunkler Harnisch mit goldgefassten Kanten, darunter wird vermutlich ein Wams getragen. Über schmaler Halsborte ist der Kräuselrand eines weißen Hemdes zu sehen, das bei Vornehmen aus Halbseide bestehen konnte. Auffällig ist eine um die Taille geschlungene weiße Schärpe, die sowohl schmückendes Accessoire als auch militärisches Rangabzeichen sein konnte. Die Rüstung geht ebenfalls nach der Mode. Die Füße zeigen die für das 16. Jahrhundert typische extreme Breite, die sogenannte Kuhmäulerfasson. Als wichtiges männliches Attribut galt der Bart. Oberlippenbart und Spitzbart weisen schon auf einen kommenden stilistischen Wandel hin: Die spanische Mode wird die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bestimmen.

Der Doppelgrabstein ist farbig gefasst, das ist eher selten. Die Reliefs der Figuren rahmen Rundbogenförmigen und Schriftbänder zwischen Renaissance Säulen, darüber ein Gebälk mit Dreiecksgiebeln und Halbrossetten. Die Bestattung in der Kirche galt als heilbringend und war nur bestimmten Personen vorbehalten, adligen Patro-



natsherren oder auch solchen, die Stiftungen getätigt hatten. Die Aufstellung eines figürlichen Grabsteins entsprach dem Wunsch, ein Andenken zu bewahren. Zugleich konnte ein Repräsentationsbedürfnis befriedigt werden als Ausdruck sozialer Vorrechte und Standeswürde.

Eine Figur in lebensgroßer Gestalt hat zudem eine stellvertretende Funktion, sie wirkt als plastische Vergegenwärtigung. In diesen steinernen Abbildern verkörpert sich daher auch eine Form der Magie, die Tote vor dem Betrachter geradezu gegenwärtig ma-

Figurengrabsteine für Anna und Jacob von Saldern in der Dorfkirche Groß Leppin (Prignitz); Fotos: Gordon Thalmann

chen kann.. Dieser Eindruck wird in späteren Kirchenvisitationsberichten gelegentlich als unheimlich beschrieben. Das mag wohl ein Grund mit gewesen sein, dass man in Groß Leppin in der Westprignitz zwei figürliche Grabsteine aus dem Inneren der Dorfkirche im 19. Jahrhundert an deren Westportal versetzte. Die beiden Steine zeigen Jacob von Saldern und dessen Schwägerin Anna von Saldern, geborene von Klitzing. Jacob und sein Bruder Burchard waren die Erben eines ausgedehnten Besitztums, zu dem die Plattenburg, die Mediatstadt Wilsnack sowie mehrere Dörfer gehörten, darunter Leppin. Burchard von Saldern, Herr auf der Plattenburg, hatte in erster Ehe Anna von Klitzing geheiratet, eine Tochter der Erbauer von Schloss Demerthin. Sie verstarb bereits nach drei Ehejahren 1598 und wurde in der Leppiner Kirche beigesetzt.

Ihre Figur im Dreiviertelrelief ist als lebensnahe Wiedergabe zu verstehen. Die betont modische Erscheinung unterstützt eine Authentizität, die auf Vergegenwärtigung gerichtet ist. Stilistisch hatte sich die Renaissance mode in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewandelt, nun galt die spanische Hofmode als tonangebend. Spanien war mit seinem Kolonialreich zu einer Großmacht aufgestiegen, die nun auch in der Mode bestimmend wurde. Anna von Saldern

Anzeige



Brandenburgische Exkursionen

Entdecken Sie mit uns
Brandenburg und angrenzende Regionen

Kulturhistorische Exkursionen zu Klöstern, Kirchen, Schlössern, Burgen, Parks, Museen usw. In Vorbereitung für das 2. Halbjahr 2016 u. a.:

- Ivenacker Eichen und Reuterstadt Stavenhagen
- Uckermärkische Musikwochen
- Lauchhammer (Schlosskirche, Biotürme)
- 5 Tage zwischen Gotha und Schmalkalden
- Advent auf Schloss Ulrichshusen
- Zwischen den Jahren: Lesung und Orgelmusik im Fläming



Fordern Sie unseren Prospekt (auch für Gruppenfahrten) an:
Dr. H.-J. Pohl, Holteistraße 11, 10245 Berlin, Tel/Fax (030) 29 66 91 89
www.brandenburgische-exkursionen.de

folgt genau diesem Stil. Als Übergewand trägt sie die mantelartige Ropa, die sich vorn zu einer Dreiecksform öffnet und so den abgesteiften Rock des unteren Gewandes sehen lässt. In den vermutlich kostbaren Stoff der Ropa sind florale Muster eingewebt, die als zarte Gravur auf dem Sandstein erkennbar sind. An den Schultern mit stiltypischen Achselwulsten sind gepuffte Ärmel angestellt. Das Gewand ist nun hochgeschlossen, den Hals umgibt eine breite weiße Krause. Medaillon, Handschuhe und die lang über die Ropa leicht knittrig herabfallende Schärpe sind allesamt modische Accessoires. Farblich und aus edlem Stoff muss man sich auch die Haube vorstellen, die an der Stirn anliegt, über einem Rahmen gespannt ist und an den Seiten bogig absteht. Sie wurde bevorzugt in England und Frankreich getragen, in Deutschland hieß sie Stuarthaube. Bis auf die Haube wäre das elegante Outfit der zwanzigjährigen Anna von Saldern aus der Prignitz durchaus am Hofe des spanischen Königs Philipp II. vorstellbar.

In Europa funktionierte die Modevermittlung mit Holzschnitten, Kupferstichen und im 16. Jahrhundert durch Trachtenbücher mit Bildbeschreibungen ausgezeichnet. Hans Weigels Trachtenbuch, 1577 in Nürnberg erschienen, ist das bekannteste in Deutschland. Die Höfe waren natürlich als Erste informiert. Man ließ sich aus den Modezentren lebensgroße Puppen kommen, bekleidet im zeitgemäßen Design. Durch Kontakte zum Hof gelangten diese Informationen dann an das Umfeld, beispielsweise auch zu den Salderns als Kämmerer und Räte des Kurfürsten.

Die Figur des Jacob von Saldern geht ebenfalls mit der Zeit. Die Rüsche am Hals weicht um 1600 einem glatten, liegenden Hemdkragen. Über der kunstvollen Treibarbeit des Harnischs ist quer eine Schärpe mit rückwärtiger großer Schleife gebunden, die den militärischen Rang angibt. Der Schuh ist wieder schmal gearbeitet. Zwischen den Füßen liegt der Helm mit den nun üblichen Reiherfedern. Mit der Zeit gehen auch Schnurr- und Spitzbart. Beide Figuren stehen in einer rundbogigen Nische mit Wappen, bei Jacob noch mit umlaufender Inschrift. Die Arme der weiblichen Figur heben sich vollplastisch vom Untergrund ab. Hier deutet sich schon der im 17. Jahrhundert bevorstehende Wandel vom Reliefepitaph zum vollplastischen Bildnis an. Eine Zuschreibung an einen Meis-

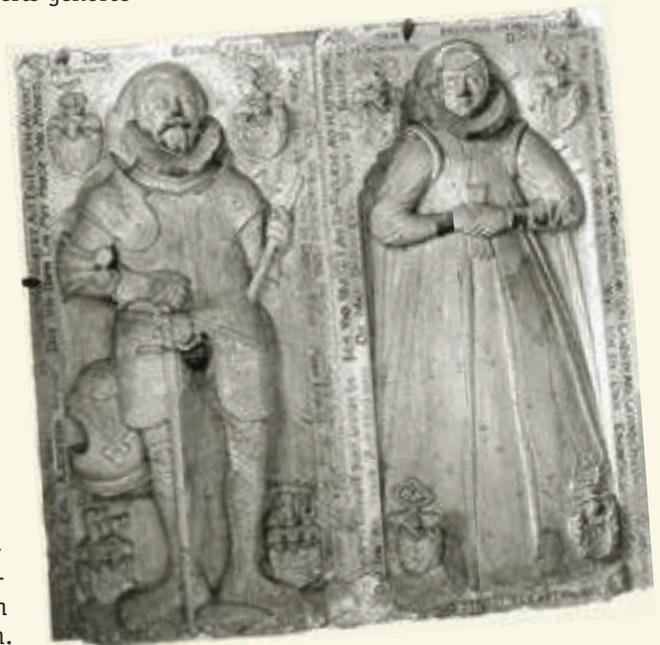
ter oder eine Werkstatt gibt es bisher nicht. Der Zustand dieser bedeutenden Bildwerke der Renaissance ist gefährdet, Inschriften und Wappen sind verwittert. Unter Obhut der Perleberger Denkmalschutzbehörde erfolgt derzeit die restauratorische Konservierung durch die Berliner Firma Oberbaum, unterstützt von der Kirchengemeinde, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und dem Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg. Geplant ist eine spätere Aufstellung im Kircheninneren.

Das Dorf Groß Leuthen im Landkreis Dahme-Spreewald mit seinem stattlichen Renaissanceschloss, das bis ins 20. Jahrhundert Erweiterungen erfuhr, besitzt in seiner Kirche ebenfalls qualitativvolle figürliche Grabsteine. Diese Epitaphie einstiger Gutsherren gelten als Hauptwerke der Renaissanceplastik in der Niederlausitz. Seit Anfang des 16. Jahrhunderts gehörte der Ort zum umfangreichen Besitz der in der Region einflussreichen Familie der Schenken von Landsberg. Unter den Askaniern hatten sie das Hofamt des Erbschenken inne. Zwei Grabsteine, die Albrecht Schenk von Landsberg und seine Ehefrau Eva in Hochrelief zeigen, belegen, dass man gelegentlich schon zu Lebzeiten solche Grabdenkmäler anfertigte. Die Angabe des Todesjahres ist mit 16.. zwar vorgemeißelt, der tatsächliche Todeszeitpunkt der Eheleute (1610) wurde jedoch nicht mehr nachgetragen. So erklärt sich auch, dass die Kleidung von Eva Schenk auf einen Modestil verweist, der eher zehn Jahre zuvor aktuell gewesen ist. Auch sie trägt spanische Mode, ähnlich dem Erscheinungsbild der Anna von Saldern. Als zusätzliche Besonderheit wären hier die in der spanischen Mode ebenfalls gebräuchlichen, ab den Schultern offenen Hängeärmel zu nennen, die der Trägerin einen würdigen Ausdruck verleihen. Eine Schärpe fällt über der Ropa herab, als Accessoire werden Handschuhe in den Händen gehalten.

Bemerkenswert an dieser Plastik ist die Lebensnähe. Die Falten von Stuarthaube und Halskrause sind präzise wiedergegeben und bei den Gesichtszügen ging es dem unbekann-

ten Bildhauer um ein genaues Porträt. Diese Individualität entspricht einerseits einem renaissancehaften Persönlichkeitsbewusstsein, zielt aber auch auf die gewünschte figurale Vergegenwärtigung der Person. Auch bei den Gesichtszügen des Albrecht Schenk steht das Individuelle im Vordergrund. Zu seinem spanischen Stil zählen Schnurr- und Spitzbart sowie die vom Hals abstehende, akkurat gerüschte Halskrause. Die Figur selbst ist vollkommen in die fein ziselierten Formen der zeittypischen Rüstung eingebunden.

Kirchenpatrone hatten neben dem Anspruch auf die Beisetzung im Kirchenraum auch das Recht auf ein Bildnis. Die jeweils beigefügten Wappen verweisen auf die Ahnen, reihen Verstorbene in die Generationenfolge ein und bestätigen deren Legitimation. Heute erscheinen diese Grabdenk-



Figurengrabstein für das Ehepaar Albrecht und Eva Schenk von Landsberg in der Dorfkirche Groß Leuthen (Dahme-Spreewald); Foto: Volkmar Billeb

mäler eher als Nebensache, verglichen mit den zum Teil aufwändig gearbeiteten Altären, Kanzeln oder Taufengelnen. Tritt man ihnen jedoch näher, geben sie sich als Zeitzeugen zu erkennen und man gewinnt eine Vorstellung von Lebensgefühl und Erscheinungsbild dieser ehemaligen Bewohner von Herrenhäusern und Schlössern, die in historischen Zeiten das gesellschaftliche Leben in Brandenburg mitgestaltet haben. —

JÜRGEN HAMEL

Zeit von der Kirche

Historische Sonnenuhren an brandenburgischen Dorfkirchen

Dr. Jürgen Hamel ist Astronomiehistoriker mit den Schwerpunkten Mittelalter, frühe Neuzeit und Geschichte wissenschaftlicher Instrumente.

Nach alter Gewohnheit verkünden die Kirchen mit ihren weit übers Land erschallenden Glocken die Zeit – für die Gebete der die Kirche betreuenden Geistlichen, für die Zusammenkünfte der christlichen Gemeinde und natürlich für das Läuten der Zeitglocke zur halben und vollen Stunde.

Nur: Woher wusste der Glöckner, wann die Glocken zu läuten waren? Welche Uhren standen den Geistlichen oder dem Türmer zur Verfügung? Wir kennen Sanduhren, Wasseruhren, Öluhren, Kerzenuhren – das alles sind Zeitmesser, die nur einen kurzen Zeitraum überbrücken, die Zeit nur bewahren können. Sie messen Zeitabschnitte, für die eine Ausgangszeit definiert werden muss.

Die Lösung für die Glocken scheint ganz klar zu sein: Um 1300 kamen die ersten Räderuhren auf. Um 1400 fanden sie langsam Eingang in die Kirchen der großen Städte nördlich der Alpen. Im privaten Gebrauch blieben sie lange die Ausnahme. Prunkuhren, beispielsweise von Augsburger Herstellern, blieben den Audienzräumen fürstlicher Herrscher – gleichermaßen kirchlichen, wie weltlichen – und den reichen Patriziern vorbehalten. Erst seit etwa 1750 zogen die Räderuhren



Die kannte Luther schon: Nikolaikirche Jüterbog (Teltow-Fläming), mittelalterlich, Ritzung in Haustein, neuer Schattenwerfer 2010; Foto: Peter Lindner



Bei der Restaurierung vergessen? Hohennauen (Havelland)), Ende 18. Jahrhundert, Steinplatte 40 x 60 cm mit Viertelstundenteilung; Fotos: Jürgen Hamel

auch in unsere Dorfkirchen ein. Sie waren mit Hilfe eines Mechanismus in der Lage, nicht nur ein Zeigerwerk zu betätigen, sondern über ein spezielles Räder- und Hebelwerk auch die Glocke zur Zeitanzeige anzuschlagen.

Die Sache hatte nur einen Haken – und der führt zu den Sonnenuhren. Um 1710 gingen sogar die Uhren der Berliner Akademiesternwarte täglich zwei bis vier Minuten falsch. Und die wesentlich einfacheren (und preiswerteren) Kirchturmuhren wiesen noch um 1800 und 1850 einen täglichen Gangfehler von 10 Minuten und mehr auf. Sonnenuhren hingegen zeigen – das passende Wetter vorausgesetzt – immer die „richtige“ Zeit, die wahre Ortszeit nach dem Sonnenlauf. Und was, wenn die Sonne mal ein paar Tage, eine ganze Woche oder länger nicht schien? Dann reichte in vergangenen Zeiten die nicht ganz korrekte Anzeige der Kirchturmuhren. Wenn diese etwa in Prenzlau 11.30 Uhr anzeigte, war es dort auch 11.30 Uhr. Zeigte die Uhr dagegen zur selben Zeit in Jüterbog 11.15 Uhr an, konnte das den Bürgern von Prenzlau und anderswo recht egal sein. Denn das Streben nach einheitlicher Zeit für ein größeres Territo-



Durch Unkenntnis verdorben: Kampehl (Ostprignitz-Ruppin), mittelalterlich, um 1986 fehlerhaft bearbeitet, mit Ziffern 6-12-5 versehen und dabei als historische Gebetszeiten-Sonnenuhr zerstört

rium entstand erst im Zusammenhang mit der Entwicklung der Telegraphie und der Eisenbahn mit verbindlichen, minutengenauen Fahrplänen.

Also waren die Sonnenuhren bis ins 18. Jahrhundert hinein die einzigen wirklich verlässlichen Zeitmessinstrumente – wenigstens solange die Sonne schien. Kein Wunder also, wenn wir an vielen Dorf- und Stadtkirchen schon aus mittelalterlicher Zeit noch heute Sonnenuhren finden. Für Jahrhunderte besaß die Kirche das „Privileg“ der Zeitanzeige. Dies ergab sich einerseits aus der Bedeutung der Zeit für die Liturgie, aber auch daraus, dass das Kirchengebäude in den Dörfern, aber lange auch in den kleineren Städten, eines der wenigen Steinbauten war, worin genügend Platz für das Uhrwerk vorhanden war und das mit dem hochragenden Turm die Zeitanzeige für die Bevölkerung auch gewährleisten konnte.

Die ältesten, ortsfesten Sonnenuhren in unserer Region stammen vermutlich schon aus dem 14. / 15. Jahrhundert, sind also schon bald nach dem Bau einer Kirche angebracht worden. Wegen der sehr einfachen Gestaltung sind sie nur schwer genau



Eine seltene Holzplatte: Lehnin (Potsdam-Mittelmark), 1697, Holztafel 40x60 cm, heute in der Ausstellung zur Klostergeschichte

zu datieren. In vielen Fällen verbergen sie sich dem ersten Blick des ungeübten Auges. Es sind Ritzungen im Backstein, oft nicht ausgedehnter als die Fläche eines Steines im Klosterformat (etwa 25x8 cm), nur einzelne Linien, teilweise von einem Halbkreis oder einem Vollkreis umschlossen. Es sind keine Zeitmesser in der uns gewohnten Art, sie zeigen keine Stunden an, sondern Gebetszeiten für die Geistlichen – vom Morgengebet bei Sonnenaufgang über das Vormittags-, Mittags-, Nachmittags- und Abendgebet bei Sonnenuntergang, von der Prim über die Terz bis hin zur Vesper. Der Schattenwerfer war ein waagrecht aus der Wand herausstehender Metallstab, dessen Einsteckloch bis heute in sehr vielen Fällen erhalten ist, während der Schattenstab längst verschwunden ist. Dieser Typ von Sonnenuhren wurde bis etwa 1450 hergestellt, in ländlichen Gebieten vermutlich noch länger, dann jedoch bald von Uhren mit einem zum Himmelsnordpol weisenden Schattenwerfer abgelöst.

Die Zahl der mittelalterlichen Gebetszeituhren ist regional sehr unterschiedlich, was bis heute nicht stichhaltig erklärt werden kann. Diese einfache Gestalt der Zeitmesser wurde bald aufgegeben – man könnte meinen, dies geschah bald nach der Reformation, nachdem die Mönche als Betreuer der Kirchen ausgeschieden und die Gebetszeituhren ihre Funktion verloren hatten. Doch immerhin blieben die Ritzungen im Gemäuer.



Aus der unmittelbar anschließenden Zeit gibt es im norddeutschen Raum nur sehr wenige Sonnenuhren, was gleichermaßen für Brandenburg, wie für Mecklenburg-Vorpommern gilt. Nur vereinzelte Exemplare stammen aus dem späteren 17. Jahrhundert bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Aus der Zeit des späten 18. Jahrhunderts bis um 1800 finden sich dann mehr Sonnenuhren an Kirchen. Es sind vorwiegend recht einfach gestaltete Steintafeln mit einem gebogenen Draht als Schattenwerfer und meistens Stunden- und Halbstundenlinien, in einigen Fällen Viertelstundenlinien. Seltener sind reich verzierte Exemplare. Vereinzelt gibt es auch Holztafeln. Oder es ist wohl treffender zu sagen: Sie haben sich nur vereinzelt erhalten. Waren sie früher gar in der Überzahl? Da einfache, vertikale Sonnenuhren keine tieferen astronomischen Kenntnisse erforderten, sind die Hersteller in erster Linie unter den örtlichen Handwerkern zu suchen, etwa unter Steinmetzen, Vertretern holzverarbeitender Berufe oder Laienhandwerkern. Erhaltene Sonnenuhren auf Holztafeln weisen fast durchweg einen hohen Restaurierungsbedarf auf, doch auch an so mancher Steintafel macht der Rost von Mauerhaken oder dem eisernen Schattenwerfer eine Restaurierung erforderlich.

Aus der Zeit nach 1850 finden sich kaum noch Sonnenuhren für den täglichen Gebrauch. Auf der einen Seite erhöhte sich nun die Genauigkeit von Räderuhren, andererseits kamen schon seit dem frühen 18. Jahrhundert preiswerte und einfach zu handhabende Taschensonnenuhren in großer Zahl auf den Markt. Spätere Sonnenuhren, etwa aus der Jugendstilzeit, wurden eher ein Schmuck der Stadtvillen örtlicher Honoratioren aus Verwaltung, Handel und Wirtschaft. Die Gestaltung von Sonnenuhren hatte nicht nur etwas mit ihrer technischen Funktion zu tun, sondern unterlag auch der allgemeinen Entwicklung der Kunststile.

Die weitaus größte Zahl der Sonnenuhren im Land Brandenburg befindet sich an Kirchen. Dies ist der tiefen Verbindung der Zeitmessung mit der Kirche geschuldet. Leider wird die fundamentale Bedeutung der Sonnenuhren für die christliche Liturgie und für

Sorgfältig montiert: Rheinsberg (Ostprignitz-Ruppin), um 1800, Steinplatte, etwa 60x60 cm, wegen der Wandabweichung von 10° wurde die Platte sorgfältig in eine schräg eingetiefte Nische gesetzt

die Kirchen noch immer weit unterschätzt. Daher werden Sonnenuhren in der Regel nicht eigentlich als zum Kirchenbau gehörig betrachtet – ein Irrtum, der schon so mancher Sonnenuhr zum Verhängnis wurde. Denkmalinventare erfassen vielfach jedes einzelne Objekt der Kirche, jede fragmentarische Inschrift, jedoch nicht die für die Kirche so wichtigen Sonnen- oder Räderuhren.



Steinplatte mit hübscher Verzierung: Röpersdorf (Uckermark), Ende 18. Jahrhundert, 45x45 cm, um den Fußpunkt ein stark ausgebildetes Sonnengesicht mit Flammenstrahlen, Restaurierung wünschenswert



Ein Zwilling mit Röpersdorf: Zollchow (Uckermark)

„Offene Kirchen“ können gute Möglichkeiten bieten, auf die Beziehung zwischen Zeit und Liturgie sowie auf die Rolle der Kirchen für die öffentliche Zeitanzeige zu verweisen. Dazu gehören neben Sonnenuhren auch Turmuhren (die sich nicht selten in einem problematischen Zustand befinden) oder Sanduhren, die als Kanzeluhren genutzt wurden. Kirchen sind auch Denkmale der Kulturgeschichte, zu der auch die Geschichte der Zeitmessung gehört. —

SUSANNE GLOGER

Königsgräber, Ritterburgen und ein Jungfrauenkloster Entdeckungen entlang der Stepenitz

Susanne Gloger ist Kunsthistorikerin und Referentin beim Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.



Blick auf das Dorf Lübzow (Prignitz); Foto: Lienhard Schulz

Theodor Fontane schreibt im Vorwort zur zweiten Auflage seiner Wanderungen durch die Mark Brandenburg:

„Der Reisende in der Mark muß sich ferner mit einer feineren Art von Natur- und Landschaftssinn ausgerüstet fühlen. Es gibt gröbliche Augen, die gleich einen Gletscher oder Meeressturm verlangen, um befriedigt zu sein.“

Heutzutage hat man alles schon gesehen; die entlegensten Winkel der Erde sind erreichbar. Da hat es einen besonderen Reiz, dem Lauf eines kleinen Flüsschens zu folgen, dass sich weitgehend unbehelligt von korrigierender Einflussnahme des Menschen durch die Prignitz schlängelt. Die Stepenitz gilt in ihrem Oberlauf als einer der saubersten Flüsse Deutschlands. Ihre Quelle liegt etwas nördlich von Meyenburg; genährt von einigen Bächen, der Dömnitz und der Karthane, mündet sie nach 85 Kilometern bei Wittenberge in die Elbe.

Mit dem Wendenkreuzzug 1147 konnte die altmärkische Familie des Johann Gans im Gefolge Albrechts des Bären ein weitläufiges Territorium entlang der Stepenitz erobern und gründete an ihren Ufern die Städte Wittenberge, Perleberg und Putlitz. Von nun an Edle Gans zu Putlitz genannt, hatte die Familie landesherrliche Rechte inne und war für Jahrhunderte bestimmend für die Geschichte der Prignitz.

Man kann entweder auf der gut ausgeschilderten „Gänsetour“ per Fahrrad von der Mündung zur Quelle, im Kanu von Wolfshagen nach Perleberg paddeln oder auch auf ruhigen Straßen entlang der Stepenitz den nordwestlichen Zipfel der Mark Brandenburg erkunden. Selbst neuartige Sportarten, wie SUP, stand up paddling, werden angeboten.

Liegt der Start an der Quelle, so lohnt es, sich das äußerst sehenswerte Modemuseum im Meyenburger Schloss anzuschauen.

Nächste Station könnte Marienfließ, das erste Zisterzienserinnenkloster der Prignitz, sein; es wurde 1231 von den Edlen Herren Gans am Ufer der Stepenitz gegründet, um eine Heilig-Blut-Reliquie zu verehren und um die Grenze nach Mecklenburg zu sichern. Von der mittelalterlichen Anlage ist die backsteinerne Kirche aus dem 13. Jahrhundert erhalten; jüngst

restauriert lädt sie zur Besichtigung ein. Das Klostergelände beherbergt heute in den Stiftsgebäuden des 19. Jahrhunderts ein diakonisches Pflege- und Seniorenheim inmitten der romantischen Parkanlage.

Das romantische Städtchen Putlitz, der namensgebende Hauptsitz der Edlen Gänse, ist rasch erreicht. Gestärkt von einem guten Stück Kuchen vom Bäcker flaniert es sich angenehm von der Kirche zu den Resten der Gänseburg. Der Bergfried bietet einen guten Überblick über die Anlage der Stadt, die Herrenhäuser und den Verlauf der Stepenitz. Die Mitte des 19. Jahrhunderts errichtete Kirche liegt etwas abseits der Hauptstraße. Der bei einem Sturm 1988 zerstörte Kirchturm konnte dank eines rührigen Vereins 2010 erneuert werden.

Weiter geht es nach Belieben mit Abstechern nach Mansfeld, wo 1886 Gottfried Benn im Pfarrhaus der schlichten frühbarocken Fachwerkkirche geboren wurde, und nach Helle, wo auf dem Anger des gepflegten hübschen Rundlingsdorfes eine 1913 von Georg Büttner im Heimatstil errichtete Kirche steht, nach Wolfshagen.

Hier ist der Einstieg zur Paddeltour an der alten Brennerei, direkt gegenüber dem Schloss. Dieses als Kleinod wiederhergerichtete Herrenhaus bewahrt neben einer facettenreich be-

stückten Ausstellung zur Wohnkultur des märkischen Landadels und einer exquisiten Sammlung unterglasurblau bemalten Porzellans in einem Raum die Erinnerungstücke der Schlosskapelle. Diese war ein schlichter Fachwerkbau des 16. Jahrhunderts mit einer Gruft für die Familie der Gans Edlen Herren zu Putlitz. Einige Gestühlswangen und Ausstattungstücke konnten vor dem Abriss 1982 geborgen und behutsam zu vollständigen Kirchenbänken ergänzt werden. Mit mächtigen Wappenepitaphien der Familie, dem Taufbecken, Altarleuchtern und einem spätgotischen Kruzifixus wurde wieder eine Kapelle innerhalb des Schlosses eingerichtet. An der langen Tafel des Speisesaals oder intimer an kleinen antiken Sitzgruppen lässt sich genüsslich die besondere Atmosphäre des Hauses bei einer Tasse Kaffee genießen.

Dann beginnt der sportliche Teil der Tour: Die Boote werden zu Wasser

gelassen und mit der Strömung geht es flussabwärts. Die Stepenitz ist so sauber, dass wieder Lachs und Meerforelle angesiedelt wurden, die gute Bestandsergebnisse zeigten, nachdem der Fluss an den Wehren für die Fische durchwanderbar gemacht worden war. Beschattet von Ahorn und Erlen nähert das Boot sich Seddin, dem ersten Halteplatz bereits nach drei Kilometern. Hier berühren sich Fahrradweg und Kanuroute. Mit einer kurzen Wanderung von etwa 1,5 Kilometern ist das Königsgrab Seddin erreicht – ein bronzezeitlicher Grabhügel, dessen Beigaben im Märkischen Museum Berlin zu besichtigen sind. Die Dorfkirche Seddin mit ihrem freistehenden mächtigen Glockenturm stammt aus dem 13. Jahrhundert und zeigt im Innern eine Ausmalung von Robert Sandfort.

Wieder zurück im Kanu ist jetzt die doppelte Strecke zum nächsten Stopp in Kreuzburg zu bewältigen. Auf dem



*Gottfried Benn-Ausstellung
in der Dorfkirche Manfeld (Prignitz);
Foto: Bernd Janowski*

Dorfanger ist ein schöner Rastplatz neben der Fachwerkkirche von 1687; ihr freistehender Glockenturm datiert von 1547. Sie wurde als Notkirche nach dem 30jährigen Krieg gebaut und besticht durch ihre würdige Raumwirkung. Die kostbare mittelalterliche Ausstattung der kleinen Dorfkirche, ein bemalter Sakramentsschrank und eine Figur der Hl. Anna, ist im Stadt- und Regionalmuseum Perleberg zu besichtigen und ein Beleg für die reiche und kunstvolle Ausstattung selbst kleinster Dorfkirchen.

Klein Linde heißt der nächste Halt. Das winzige Dorf am Waldrand ist halb von der Stepenitz umflossen. Der kleine barocke Zentralbau hat eine schwere Zeit hinter sich. Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg beteiligte sich mehrfach an der Finanzierung von Notsicherungsmaßnahmen. Seit geraumer Zeit wird nach Lösungen gesucht, die darüber hinausgehen. Endlich hat sich nun ein privater Bauherr gefunden, der eine Ferienwohnung in dem Bau einrichten möchte. Die bereits vor Jahren marode Südwand holt nun komplett verglast den Wald in den Innenraum. Es bleibt zu hoffen, dass die Restaurierung bald zu einem guten Ende kommt und Gäste sich an dieser ungewöhnlichen Unterkunft erfreuen können.

Die letzten Flusskilometer im Naturschutzgebiet Stepenitz stehen an und die Lübzower Kirche grüßt bereits von weitem mit ihrer strahlend weißen Fassade unter dem Fachwerkturm. Hier gibt es nicht nur einen aktiven Kirchen- und Kulturverein, der sich um die Instandsetzung und Nutzung der kleinsten Kirche der Prignitz kümmert, sondern auch eine Gaststätte im Dorf, die für das leibliche Wohl ausdauernder Reisenden sorgt.

Entlang der Stepenitz

Modemuseum Schloss Meyenburg e.V. Di–So 11–17 Uhr
Schloss 1, 16945 Meyenburg, Tel. 033968-508961,
www.modemuseum-schloss-meyenburg.de

Ev. Stift Marienfließ, Klosterkirche Täglich 9–17 Uhr
16945 Marienfließ, Tel. 033969-2080-0, www.marienfliess.de

Schloss-Museum Wolfshagen März–Dezember Mi–So 11–17 Uhr
Putlitzer Str. 16, 16928 Wolfshagen, Tel. 038789-61063,
www.schlossmuseum-wolfshagen.com

Kapelle Klein Linde Informationen über : Alte Ölmühle Wittenberge,
Bad Wilsnacker Str. 52, 19322 Wittenberge, Lutz Lange,
Tel. 0152-09080888, info@oelmuehle-wittenberge.de

Dorfkirche Lübzow Förderverein Dorfkirche Lübzow e.V.,
Armin Wolf, Dorfstr. 1, 19348 Lübzow, Tel. 03876-788308 bzw. Dr. Jörg
Bauer, Dorfstr. 41, Tel.03876-787208, www.dorfkirche-luebzow.net

Gaststätte Lübzower Schweiz Dorfstr. 24, Tel. 03876-786686

Perleberg Tourismusverband Prignitz e.V., Großer Markt 4,
19348 Perleberg, Tel. 03876-30741920, www.dieprignitz.de

Freizeit Park Wittenberge GmbH (Kanuverleih, Gruppen ab 10 Personen)
Bad Wilsnacker Str. 52, 19322 Wittenberge, Tel. 03877-79195,
www.freizeit-park-wittenberge.de

Kanuvermietung Mario Bärwald Pankower Weg 2,
19348 Wolfshagen, Tel. 0171-5467554 (am besten ab 19 Uhr erreichbar)

Fahrradverleih Neue Mühle Perleberg Neue Mühle 3,
19348 Perleberg, Tel. 03876-301010, www.caravanhafen.de



Dorfkirche Kreuzburg (Prignitz) mit freistehendem Glockenturm; Foto: E. Wonn

Auf einem Seitenarm führt die Stepenitz direkt in die Perleberger Altstadt, für die durchaus Zeit einzuplanen ist. Versierte Wassersportler können weiter bis Wittenberge paddeln, müssen dabei allerdings einige Umtragungen in Kauf nehmen. Der bequeme Teil der Tour endet also in Perleberg.

Für die Radler dagegen sind keine Hindernisse zu vermerken. Der Perleberger Marktplatz mit der imposanten Rolandfigur bezaubert mit wunderbar restaurierten Bürgerhäusern und lässt kaum vermuten, wie sehr die Stadt im 30jährigen Krieg ausgeplündert und zerstört wurde. Auch St. Jakobi, die große Hallenkirche, wurde nicht verschont. Durch schmale Gassen und Winkel schlendert man zum Mönchort, wo das sehenswerte Stadt- und Regionalmuseum beheimatet ist.

Die letzten Kilometer legt die Stepenitz durch Wiesen und Felder zurück, bis sie in Wittenberge in die



Kapelle in Klein Linde (Prignitz); Foto: Bernd Janowski

Elbe mündet. Die Stadt, die – wie die Prignitz allgemein – besonders unter Entvölkerung und Abbau der Industrie zu leiden hatte, zeigt sich heute als lebendiges, kulturell interessantes Mittelzentrum. Die Geschichte und die Geschichten dazu werden im Stadtmuseum gezeigt. So zeigt der Lauf der Stepenitz gleichsam alle Fa-

cetten der Prignitz auf: sagenhafte Königsgräber, Ritterburgen und Jungfrauenkloster, stolze Städte und winzige Dörfer, dichte Wälder und bebauete Felder, unberührte Natur mit Artenreichtum in Flora und Fauna – und das alles in unaufgeregter Ruhe und Gelassenheit, in hinreißend schlichter Landschaft. —

Anzeige



DOM ZU BRANDENBURG, ANBETUNG DER DREI KÖNIGE
AUS DEM MARIENRETABEL

KARL IV

Ein Kaiser in Brandenburg



EINE AUSSTELLUNG ZUM

700. Geburtstag des böhmischen Königs und deutschen Kaisers Karl IV.

HAUS DER BRANDENBURGISCH-PREUßISCHEN GESCHICHTE
KUTSCHSTALL | AM NEUEN MARKT | POTSDAM

16. September 2016 bis 15. Januar 2017



Haus der Brandenburgisch-
Preußischen Geschichte



STEGEL KARLS IV.,
UM 1370,
JOHANN-FRIEDRICH-
DANNEL-MUSEUM
SALZWEDEL



WWW.HBPG.DE
FACEBOOK.COM/
HBPG.IM.KUTSCHSTALL

Karl IV. – Ein Kaiser in Brandenburg

Als die Mark böhmisch wurde

Marion Feise ist als freiberufliche Mediävistin und Kunsthistorikerin u. a. tätig für das Bezirksamt Berlin Tempelhof-Schöneberg und das Jüdische Museum Berlin.

Dr. Peter Knüvener ist Direktor der Städtischen Museen Zittau. Er promovierte zur spätmittelalterlichen Kunst in der Mark Brandenburg.



*Tangermünde, Burg von der Schlossfreiheit aus;
Fotos Peter Knüvener*



*Siegel Kaiser
Karls IV.,
Danneilmuseum
Salzwedel;*

Im Jahr 2016 wird der 700. Geburtstag des böhmischen Königs und deutschen Kaisers Karl IV. (1316–1378) begangen. Aus diesem Grund richtet das Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte mit zahlreichen Partnern – darunter das Dom-Museum Brandenburg und das Burgmuseum Tangermünde – Ausstellungen über das Wirken Karls IV. in Brandenburg und den Nachbarregionen aus.

1373 übernahm der römisch-deutsche Kaiser Karl IV. die landesherrliche Macht über die Mark Brandenburg. Dem in Prag residierenden Monarchen, eine der prägenden Gestalten des europäischen Mittelalters, war es gelungen, Brandenburg wie auch die Niederlausitz mit dem Königreich Böhmen zu verbinden. Für Brandenburg bedeutete diese Einbettung in das Macht-, Wirtschafts- und Kulturzentrum der Böhmisches Krone und des kaiserlichen Hofes in Prag einen bedeutsamen Innovationsschub und Kulturtransfer, der in bedeutenden Bau- und Kunstdenkmälern seinen Niederschlag gefunden hat.

Karl, der die Mark für die unerhörte Summe von 500.000 Gulden erwarb, war der einzige Kaiser des Alten Reichs, der sich in Brandenburg aufgehalten hat. Die alte markgräfliche Burg in Tangermünde baute er zu einer prächtigen Residenz aus. Sie

bot am 29. Juni 1374 den Rahmen für einen glanzvollen Hoftag, zu dem viele der wichtigsten Fürsten und Würdenträger des Reiches kamen.

Nach der Zerstörung der Burg im Dreißigjährigen Krieg ist von den Bauten aus der Zeit Karls nur noch wenig erhalten, doch wie die Anlage ausgesehen hat, ist aus Beschreibungen des 16. Jahrhunderts zur Genüge bekannt. So gab es im Palas einen prächtig ausgemalten Saal mit Darstellungen des Kaisers und der Kurfürsten. Die Burgkapelle St. Johannes, an der Karl ein Stift einrichtete, war ähnlich prächtig mit Edelsteinen verziert, wie man es noch heute auf der Burg Karlstein bei Prag oder in der Wenzelskapelle des Prager Veitsdoms nachvollziehen kann. 1377 wurde der Sakralbau im Beisein Karls durch den Erzbischof von Magdeburg und unter Anwesenheit mehrerer Bischöfe und Adliger feierlich geweiht. Bei Ausgrabungen in Tangermünde wurden im frühen 20. Jahrhundert Reste der Edelsteine entdeckt – sie gingen leider in den Wirren des Zweiten Weltkriegs unter. Erhalten blieb aber eine aufwändig profilierte Altarplatte, die sich heute im Burgmuseum in Tanger-

münde befindet. Karl erwarb für das Tangermünder Residenzstift zahlreiche Reliquien, ein sicheres Zeichen für die Bedeutung, die er diesem Ort beimaß. Das Sammeln und die Verehrung von Reliquien hatte für Karl – der als sehr fromm beschrieben wird – einen ganz besonderen Stellenwert. Mehrere Maleereien der Burg Karlstein zeigen ihn bei der Verehrung von Reliquien.

Mit dem Wissen um diese Vorliebe kann man eine fast schon ungläubliche Begebenheit, die sich diesmal in der Stadt Luckau in der Niederlausitz abgespielt hat, besser nachvollziehen. Karl schenkte der Nicolaikirche kurz nach dem Erwerb des Landes 1370 eine Schädelreliquie des Heiligen Paulinus von Lucca, eines in jener toskanischen Stadt besonders verehrten Heiligen, dessen Gebeine dort verehrt wurden. Der Kaiser hatte zuvor Lucca aus der Herrschaft der Pisaner befreit und die Kommune zur Reichsstadt erhoben. Die Bevölkerung zeigte sich mit dieser Schenkung erkenntlich. Aufgrund der phonetischen Ähnlichkeit der Städtenamen Lucca und Luckau – in den Schriftquellen auch „Lucha“ genannt – kam es zum Reliquientransfer in die Lausitz. Vermutlich wollte Karl eine Verbindung ziehen zwischen der neuen Reichsstadt und der Stadt (fast) gleichen Namens in der von ihm neu erworbenen Lausitz. Hier wird eindrucksvoll deutlich, in welchem erstaunlich großem Rahmen Karl dachte!

Das prächtige Sandsteinportal auf der Chorsüdseite der Nikolaikirche, die selbst im Wesentlichen erst im 15. Jahrhundert errichtet wurde, dürfte von einem Sakralbau im Zusammenhang mit der Reliquienstiftung stammen. Nicht abwegig ist die Überlegung, bei den beiden Konsolköpfen des Portals könnte es sich um Karl und seine letzte Gemahlin Elisabeth von Pommern handeln.

Diese Art der Repräsentation war typisch für Karl.



An verschiedenen Orten haben sich an Bauwerken seine Bildnisse oder zumindest Wappen erhalten. In Prag wäre der berühmte Altstädter Brückenturm zu nennen, wo der thronende Kaiser jeden grüßt, der seinen Weg über die Karlsbrücke nehmen möchte. Erstaunlich ist auch die südliche Querhausfassade der Marienkirche in der ehemaligen Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen, wo Karl und seine Gemahlin, eingerahmt von zwei Höflingen, huldvoll von einem Söller winken. In diesem Kontext ist auch das östliche Nordportal der Marienkirche in Frankfurt an der Oder zu sehen. Dieses wurde mitsamt einem kapellenartigen Anbau in den 1370er Jahren an die Querhausfassade der Kirche angebaut. Über dem Portal befinden sich drei Medaillons mit den Wappen Böhmens, des Reiches und der Mark. Eine verlorene Inschrift gab die Jahreszahl 1376 wieder. Auf die königliche Präsenz weist auch das Figurenprogramm des Portals hin, das die Anbetung der Heiligen Drei Könige zeigt. Jüngst im Kontext der Ausstellungsvorbereitung durchgeführte Untersuchungen des Sandsteins des Portals erbrachten Indizien, dass es tatsächlich aus Böhmen eingeführt wurde.

Böhmische Importkunstwerke konnten in den letzten Jahren einige – nicht zuletzt aufgrund naturwissenschaftlicher Untersuchungen – nachgewiesen werden. Besonders gilt dies für den berühmten Böhmisches Altar im Brandenburger Dom oder die kaum weniger bekannte Tafel aus Pechüle (Potsdam-Mittelmark), einer kleinen, ehemals dem Kloster Zinna gehörenden Kirche. Bei anderen Skulpturen kann eine böhmische Herkunft vermutet werden.

Für die Mark Brandenburg bedeutete die Verbindung mit Böhmen einen Entwick-

lungsschub in verschiedenen Bereichen, neben der Baukultur und Kunst auch in der Verwaltung: Bald nach Erwerb der Mark gab Karl eine Inventur in Auftrag, in der alle Besitzrechte und Einkommen des Landesherrn verzeichnet wurden und die als Landbuch der Mark Brandenburg in die Geschichte eingegangen ist. Hier werden viele Dörfer das erste Mal überhaupt erwähnt – für die historische Landesforschung ist dieses Dokument von großer Bedeutung.

In den Ausstellungen werden neben wichtigen Dokumenten und Objekten der Alltagskultur herausragende Kunstwerke aus der Zeit Karls oder aus den folgenden Jahrzehnten gezeigt. Einige bisher kaum bekannte und sich in schlechtem Zustand befindliche Kunstwerke werden eigens für die Ausstellung restauriert.

Auf kaum einem anderen Gebiet lässt sich die lange und nachhaltige Wirkung der „böhmischen Epoche“ für die Mark Brandenburg so gut nachvollziehen wie in der Kunst. Denn noch bis weit in das 15. Jahrhundert hinein zeigen die Malereien und Skulpturen in den Kirchen des Landes den Einfluss der herausragenden böhmischen Kunst. Als Brandenburg böhmisch wurde, kamen viele Künstler – Maler, Glasmaler, Schnitzer, Sticker in die Mark. Einige ließen sich nieder und prägten die Kunst über lange Zeit, selbst noch, nachdem die Hohenzollern bereits die Macht in Brandenburg übernommen hatten. —

Stadtkirche Luckau (Dahme-Spreewald), Konsolen mit den Bildnissen Kaiser Karls und seiner Gemahlin Elisabeth (?)



.....
Ausstellungslaufzeit
Potsdam:

**16. September 2016
bis 15. Januar 2017**
www.hbpg.de

.....

*Skulptur aus der Dorfkirche Wildau (Dahme-Spreewald),
Museum Dahme*

Vergessene Kunstwerke brauchen Hilfe

Spendenaktion zur Restaurierung des mittelalterlichen Altarretabels in der Stadtpfarrkirche Ruhland

Viel konnte in den vergangenen zwei Jahrzehnten für die Erhaltung und Instandsetzung unserer brandenburgischen Dorfkirchen erreicht werden: Marode Dachstühle wurden repariert und Kirchendächer neu gedeckt, Fundamente trockengelegt, Fachwerkkonstruktionen instandgesetzt und Außenmauern neu verputzt. Oftmals jedoch reichten die vorhandenen Mittel nicht aus, auch das wertvolle Inventar zu sichern und zu restaurieren.

Nach vorsichtigen Schätzungen des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege sind allein für die dringenden Sicherungs- und Konservierungsarbeiten bedeutender Ausstattungstücke in brandenburgischen Kirchen mehr als zwei Millionen Euro erforderlich. Seit längerer Zeit bitten wir jährlich um Spenden für ein herausragendes sakrales Kunstwerk, das akut vom Verlust bedroht ist. Vor einem Jahr riefen wir erfolgreich zur Hilfe für Renaissancefiguren aus dem Prospekt der ehemaligen Scherer-Orgel von 1573 in der Bernauer Marienkirche auf. Gegenwärtig werden diese einmaligen Skulpturen restauriert und schon bald können Sie wieder an ihrem angestammten Ort bewundert werden. Wir danken für die großartige Spendenbereitschaft!

In diesem Jahr bitten wir Sie herzlich um Unterstützung für die Rettung der Fragmente eines vorreformatorischen Schnitzaltars in der Stadtpfarrkirche Ruhland (Elbe-Elster).

Von dem Altarretabel, das etwa um 1510 entstanden sein dürfte, haben sich der Mittelteil mit drei Holzskulpturen und ein Schnitzrelief mit der Darstellung des Marientodes erhalten. Woher der Altar ursprünglich kommt, ist bisher noch nicht endgültig geklärt. Er gehört jedoch einer zusammenhängenden Werkgruppe an, die einer Werkstatt in der Niederlausitz entstammt und deutliche künstlerische Einflüsse aus dem nahen Schlesien aufweist.

Detail aus dem Relief „Mariantod“; Fotos: Werner Ziem



Wir bitten Sie herzlich um Ihre Unterstützung!

Ihre Spende:

Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.
IBAN DE94 5206 0410 0003 9113 90
BIC GENODEF1EK1
Kennwort: Altar Ruhland



Detail aus dem Mittelschrein: Maria und Christusknabe

Das Zentrum des Mittelschreins bildet eine Mondsichelmadonna, die in der rechten Hand wohl ursprünglich ein Zepter trug und auf dem linken Arm das Jesuskind trägt. Links von der Marienfigur steht der Heilige Heinrich, durch die Attribute Krone, Zepter und Kugelkreuz als Kaiser erkennbar. Die rechte Figur stellt den heiliggesprochenen König Sigismund dar. Die Skulpturen sind äußerst aufwändig gearbeitet; so sind zum Beispiel die Gewänder sehr detailreich gearbeitet, die Borten sind mit geschnitzten Perlen und Facettensteinen reich besetzt.

Eine geschnitzte Relieftafel zeigt den Tod der Maria. Die sterbende Mutter Jesu wird vom Apostel Johannes in den Armen gehalten; im Hintergrund sind die trauernden und klagenden Jünger zu sehen.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurden die gotischen Figuren in einem neu geschaffenen Renaissance-Altaraufsatz neu zusammengefügt. Die originale Farbfassung ist weitgehend erhalten; nur in einigen Bereichen sind partielle Übermalungen festzustellen. An vielen Stellen jedoch hat sich die Farbschicht gelockert, so dass sich zahlreiche partielle Verluste eingestellt haben.

Durch früheren Insektenfraß wurden zudem Schäden an der Holzsubstanz verursacht. Die spätgotischen Schnitzfiguren von Mittelschrein und Relief sowie zwei später ergänzte Seitenflügel mit den Wappen adliger Patronatsfamilien bedürfen dringend einer konservierenden Sicherung und einer sorgfältigen Restaurierung. —

UWE DONATH, ARNO LEYE

Pilgern im Oderbruch

Uwe Donath ist Vorstandsmitglied und Regionalbetreuer im Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

Arno Leye ist Pfarrer der evangelischen Kirchengemeinde Neutrebbin-Oderbruch.



Dorfkirche Kunersdorf (Märkisch-Oderland);
Fotos: Uwe Donath

Sehr unterschiedlich sind die Beweggründe, die Menschen auf alte oder neu entdeckte Pilgerpfade und in die am Wege liegenden Kirchen führen. So pflegen Mitglieder des Fördervereins Dorfkirche Wegendorf die Tradition, in Etappen auf dem Jakobsweg zu wandern, der als Teilstück von Frankfurt/Oder nach Bernau verläuft. Den Beteiligten ist gleichermaßen das gesellige Unterwegssein als auch die Betrachtung der am Wege liegenden Kirchen wichtig. Beeindruckt von den vielfältig gestalteten Dorfkirchen als Erinnerungsorten für Menschen, die seit vielen Generationen hier getauft, konfirmiert, getraut und ausgesegnet wurden, kommt der eigene Lebensweg in den Sinn.

Auf dem Lilienweg, einem neu angelegten Pilgerweg, der Kirchen in den Orten Rehfelde, Garzau, Werder und Zinndorf bei Strausberg verbindet, kann man in die Geschichte des Zisterzienserklosters Zinna eintauchen, zu dem diese Dörfer einst gehörten.



Kanzelaltar in der Dorfkirche Altbarnim (Märkisch-Oderland)

Die spirituelle Dimension des Pilgerns erschließt sich jedoch nicht von selbst. Eine Pilgertour, die sich von gutgemeinten touristischen Wanderungen unterscheidet, stellt Pfarrer Arno Leye vor:

Der Kunersdorfer Kreuzweg

In der Passionsgeschichte der Bibel wird berichtet, wie Jesus von Nazareth verraten und verhaftet, verhört und schließlich verurteilt und gekreuzigt wird. All das geschieht in der kurzen Zeit vom späten Abend des Gründonnerstags bis zum frühen Nachmittag des folgenden Karfreitags - also in nicht einmal zwanzig Stunden! Das kann nachgelesen werden, die Berichte der vier Evangelien unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht sehr.

Von all dem, was Jesus angetan wurde, sahen sich Menschen berührt. Sie erfragten das ganze Geschehen. Nicht nur Jesus, der Gekreuzigte, war ihnen wichtig. Dabei erfuhren sie von Menschen wie Petrus, der nach langen Jahren des gemeinsamen Weges seinen Meister in diesen Stunden verleugnete. Hörten von Simon, der Jesus nicht kannte und dennoch sein Kreuz trug. Nahmen wahr, dass es neben den finsternen Wächtern auch jenen Wachhauptmann gab, der am Kreuz niederkniete.

Die Passionsgeschichte entfaltet eine mächtige Wirkung. Immer haben Menschen versucht, eigene, persönliche Zugänge zu dem Geschehen zu finden. In den seit dem 15. Jahrhundert entstehenden Kreuzwegen fanden sie eine Form, mit der Innehalten und Weitergehen, Stille sein und Zuhören zusammengebracht werden können.

Auf dem Kreuzweg versammelt man sich am beginnenden Abend. Singt und

betet gemeinsam mit schlichten Worten. Macht sich gemeinsam auf den Weg, um weiter zu gehen. Hält dabei eine Zeit der Stille. Kommt an, um erneut zu beten und zu singen. Und zieht weiter. In alldem kommt man zur Ruhe und findet zu sich. Zugleich wird eine tiefe Gemeinschaft der sich auf den Weg Machenden und Ankommenen erfahren. In unserer Gegenwart kommt das der Suche vieler Menschen entgegen.

Seit vier Jahren lädt auch unsere Kirchengemeinde am Abend des Gründonnerstages zu einem Kreuzweg ein. Die mittelalterliche Idee der sieben Stationen wurde aufgenommen und für unsere Region umgesetzt. Diejenigen, die um 20 Uhr nach Kunersdorf kommen verstehen sich in dieser Nacht als Pilger. Sie haben 21 Kilometer vor sich und werden in den erleuchteten, schon von weitem sichtbaren sieben Kirchen freundlich von den Helfern dieses Abends begrüßt. An jeder Station wird ein Text der Passionsgeschichte gelesen, es wird musiziert, gesungen, gebetet und es werden Kerzen entzündet. Und an jeder Station wird zum Essen und zum Trinken eingeladen – und das sehr vielfältig und reichlich.

So bleiben alle gut bei Kräften. Gleichwohl wird es auf dem Kreuzweg immer stiller. Nach Mitternacht versiegen die meisten Gespräche auf dem Wege. Um drei Uhr morgens – in aller Herrgottsfrühe – erreichen wir das Ziel, die Kirche in Neutrebbin. Die Schwere in den Beinen und die Blasen

an den Füßen erzählen ohne Worte:
jetzt ist Karfreitag!

Über den Tag hinaus bleibt indes
der Friede im Herzen. Im vergangenen
Jahr hatten wir 80 Pilger.

Der Kreuzweg findet jeweils am
Gründonnerstag statt. Beginn ist um
20 Uhr an der Kirche Kunersdorf. Rück-
fahrgelegenheiten werden angeboten.

Schul- und Bethaus in Wuschewier
(Märkisch-Oderland)



Folgende Kirchen sind Stationen auf dem Kreuzweg:

Kunersdorf Der expressionistisch
anmutende Kuppelbau des Architek-
ten Curt Steinberg mit südlich ange-
fügtem Turm, außerhalb des Dorfes
gelegen, zieht die Blicke der Vorüber-
fahrenden an. Es handelt sich um eine
der wenigen von den DDR-Behörden
genehmigten Nachkriegskirchen in
Brandenburg.

Bliesdorf Der neugotische Ziegel-
bau vom Ende des 19. Jahrhunderts
war nach Kriegszerstörungen bis 1951
wieder aufgebaut worden. Bemerkens-
wert ist der mit goldenen Verzierung-
en und Engelsfiguren geschmückte
barocke Kanzelaltar, ursprünglich aus
der Georgenkirche in Bad Freienwalde.

Alttrebbin Das ehemalige Schul-
und Bethaus stammt aus dem Jahr
1820. Anfang der 1990er Jahre wurde
der rechteckige Fachwerkbau mit Py-
ramidendach und südlichem zweige-
schossigen Treppenhaus nach langem
Verfall saniert. Heute dient er als Ver-
samlungs- und Gemeindezentrum.

Altbarnim Der Fachwerksaal stammt
aus dem Jahr 1776, der Turm wurde
später vorgesetzt. Wertvoll ist die
Ausstattung aus der friderizianischen
Bauzeit. Das betrifft die Emporen,
Taufe und Gestühl, ebenso den umge-
stalteten Altar, dessen Schnitzfiguren
sogar älteren Datums sind. Nach einer
langen Zeit des Verfalls hatte sich 1997
der „Freundeskreis zur Rekonstrukti-
on, Pflege und Nutzung der Kirche von
Altbarnim e. V.“ gegründet.

Sietzing Die mitten im Dorf stehen-
de Fachwerkkirche entstand bereits
1803, ein Turm wurde 1883 angebaut.
Im Inneren trennt eine Glaswand die

Winterkirche vom übrigen Raum. Eine
umfassende Sanierung muss dringend
in Angriff genommen werden. Anfang
2015 gründete sich der „Freundeskreis
Fachwerkkirche Sietzing e. V.“, der mit
Spendenaktionen die Finanzierung der
erforderlichen Arbeiten betreibt. Vom
Förderkreis Alte Kirchen erhielt Siet-
zing 2015 ein „Startkapital“.

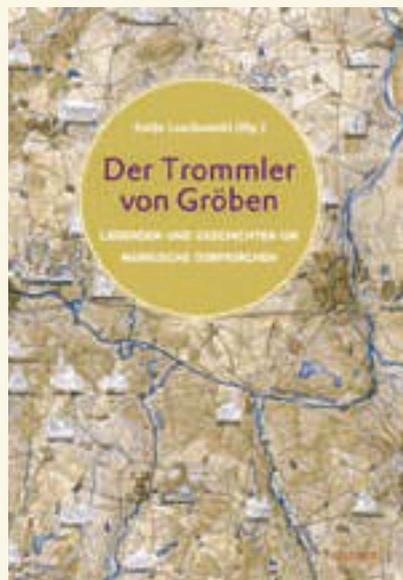
Wuschewier Eines der ältesten, be-
reits aus dem Jahr 1764 stammenden
Schul- und Bethäuser. Kaum zu glau-
ben, dass in diesem geduckt wirken-
den Gebäude noch Platz für Emporen
ist. In der ehemaligen Wohnung des
Schulmeisters veranschaulicht eine
Ausstellung den Alltag der Dorfbevöl-
kerung vor zweihundert Jahren. Kürz-
lich erfolgte Reparaturen am Rohrdach

werden finanziell von der Stiftung
Brandenburgische Dorfkirchen unter-
stützt.

Neutrebbin Die von Schinkel beein-
flusste neugotische Kirche von 1817
und der planmäßig angelegte Friedhof
bilden ein klassisches Ensemble zeit-
genössischer Baukultur. Im Innenraum
befindet sich eine vollständige, ver-
kleinerte Replik des berühmten Isen-
heimer Altars von Mathias Grünewald
in Colmar – mit Sicherheit ein lohnen-
des Ziel für einen Besuch. —

Angaben zur Besichtigung der Kirchen
finden Sie im Innenteil dieses Heftes.

Anzeige



GEISTERZEIT IN GRÖBEN – wenn der Leutnant, der Trommler und die Katze erscheinen

25 Legenden und Geschichten um Dorfkirchen in
der Mark Brandenburg. Tipps für die Anreise und
zu anderen Sehenswürdigkeiten laden zu einem
Ausflug ein.

Antje Leschonski (Hg.)
Der Trommler von Gröben
Legenden und Geschichten um Märkische Dorfkirchen

Gebunden, 80 Seiten, zahlreiche Abbildungen
12,95 Euro • ISBN 978-3-88981-415-9

www.wichern.de

ALFRED ROGGAN

Sicher ist sicher...

Eisenbeschlagene mittelalterliche Kirchentüren

Dr. Alfred Roggan leitete bis zum Ruhestand die Denkmalschutzbehörde der Stadt Cottbus.

Ob geschmiedete Dekore auf den Türen unserer mittelalterlichen Dorfkirchen die Regel oder eine Ausnahme darstellten, ist leider nicht bekannt. In der Cottbuser Region haben sich nur vier eisenbeschlagene Exemplare erhalten; zu groß waren vermutlich die Verluste im 30-jährigen Krieg und durch die nachfolgenden Kriegs- und Brandkatastrophen.

Nach heutigem Empfinden reduziert man die Sitte, Kirchentüren mit geschmiedetem Dekor zu versehen, oft auf eine „Sicherheitsverstärkung“ im materiellen Sinne. Dieser Gedanke mag mit dem Bild alter kirchlicher Sakral- oder Opferkästen zusammenhängen, denn dort suggeriert „viel Eisen – viel Sicherheit“. Jedoch könnte sich in dieser Praxis auch eine seit der Antike überlieferte Tradition alter Volksfrömmigkeit zeigen. So schreibt der Slawist und Volkskundler Edmund Schneeweis 1953 in einer Veröffentlichung des Akademie-Verlages Berlin zur Rolle des Eisens in den Volksbräuchen der Sorben / Wenden: „*Schon die Antike machte von der Abwehrkraft des Eisens ausgiebigen Gebrauch ... Aus der neueren Zeit lassen sich für diesen Glauben an die Abwehrkraft des Eisens ungemein viele Parallelen beibringen.*“ Ein vertrautes, wenn auch seltsames Beispiel für ein tradiertes Handeln bei gleichzeitiger Unkenntnis ehemaliger Bedeutungen stellt wohl das häufige Anbringen eiserner Hufeisen dar.

Im Grunde genommen garantierten in unseren historischen Dorfkirchen die sich nach innen öffnenden Türen aus 6-8 cm starken Eichenholzbohlen, bei zum Innenraum liegenden Kegeln und Aufhängungen, bereits ein hohes Maß an Sicherheit. Verstärkt wurde diese durch innen liegende Vorlege- und Verriegelungsbalken. Eine erhebliche Zahl mittelalterlicher



Kirchentür in Werben, Detail

Türen bekam zusätzliche geschmiedete Beschläge aufgelegt. In keinem der historischen Beispiele entfalteten die Eisenbeschläge eine gestalterische Wirkung zum Innenraum der Kirche – sie richteten sich dem von außen Kommenden entgegen und es hat den Anschein, dass sie als Träger einer Botschaft bezeichnet und begriffen

werden können. Der oben beschriebenen „Sicherheitsverstärkung“ im materiellen Sinne wurde noch eine solche mit ideeller Wirkungskraft zur Seite gestellt.

Die vier eisenbeschlagenen mittelalterlichen Türen in der Cottbuser Region gehören zu den Dorfkirchen von Briesen (Dahme-Spreewald), Papitz, Schorbus und Werben (alle Spree-Neiße), wobei sich das Werbener Beispiel seit 1912 im Cottbuser Museum befindet. Sie alle wurden in der 1938 erschienenen Ausgabe der „Kunstdenkmäler des Stadt- und Landkreises Cottbus“ beschrieben. Allerdings blieben viele Fragen zu den Original- oder Ergänzungszuständen offen.

Ein fast expressives Rankenmotiv an der Briesener Kirchentür

Die Kirche und ihre Tür stammen aus spätmittelalterlicher Zeit. Im Inneren beeindruckten die nahezu vollständig erhaltenen Fresken, die 1486 fertiggestellt wurden. Sie zeigen Bilder der Heilsgeschichte, aber auch Szenen aus Legendensammlungen und moralisierende Botschaften. Die Kirchentür



Kirchentür in Briesen (Dahme-Spreewald);
Fotos: Alfred Roggan

hat sich mit dem originalen Eisendekor erhalten. Dieses schmückt die Außenseite und ist bei geschlossener Tür nicht vollständig erlebbar. Überraschend sind die ausdrucksstarken floralen Motive. Sie haben alle Jahrhunderte ohne Beschädigungen sowie ohne Ergänzungen und Veränderungen überstanden. Allerdings wurde die Tür bei jeder Anhebung des Fußbodens eingekürzt.

Ein wilder Garten auf der Tür der Papitzer Kirche

Die Entstehungszeit der Papitzer Kirche wird seit der Entdeckung von Weihekreuzen, die an die Bannaufhebung nach den „Querelen“ um den Falschen Waldemar erinnern, im Anfang des 14. Jahrhunderts gesehen.

An der Tür bleiben, wie bei der Briesener Kirche, im geschlossenen Zustand einige geschmiedete Teile verdeckt. Das ausgeführte Motiv erinnert mit seiner scheinbaren Strenge an eine sehr altertümliche und nahezu archaische Gartendarstellung. Dabei scheint eine doppelköpfige Schlange die religiöse Symbolik des „Garten Eden“ aufzunehmen, jenes durch menschliche Eitelkeiten verlorenen Paradieses. Diese Schlange ist jedoch ein Beleg für das nachträgliche Füllen eines Gartenmotives mit einer neuen Botschaft der

Sünde oder Versuchung, denn sie zeigt sich als spätere Zutat aus dünnerem Eisenblech innerhalb der geschmiedeten floralen Fassung. Eine sichere Deutung fällt schwer, denn eine Schlange muss nicht zwangsläufig ein bedrohliches Zeichen darstellen. Im slawisch-heidnischen wie auch im deutsch-christlichen Bereich haben sich positive Sichten als Schutz- wie auch Bewahrungszeichen, so bei den Schlangenkönigen an wendischen Bauernhäusern und sogar noch eine weitere positive Symbolik erhalten: Die jährliche Häutung, also das Abstreifen des Alten, wird schon im frühchristlichen Physiologus, einer in griechischer Sprache verfassten Naturlehre, mit dem Vorgang der Bekehrung und dem Werden des neuen Menschen in Verbindung gebracht.

Die bescheidene, aber alte Tür der Kirche zu Schorbus

Die Bauzeit der Dorfkirche konnte durch Weihekreuze, die nach 1945 entdeckt wurden, in das frühe 14. Jahrhundert datiert werden. Auch hier unterlagen zwischen 1350 und 1354 der Pfarrer und die Kirche dem Bann im Zusammenhang mit dem „Falschen Waldemar“. Leider stehen die zwei noch 1938 beschriebenen originalen Südtüren nicht mehr für Untersu-



Südliche Kirchentür in Schorbus (Spree-Neiße)

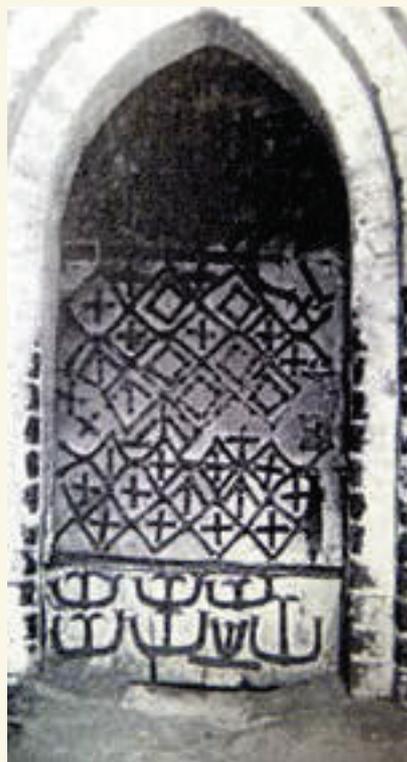
chungen zur Verfügung; der schlechte materielle Erhaltungszustand hat zur Auswechslung der einen und zur Generalreparatur, unter teilweiser Holzernerneuerung wie auch geringem Versetzen einiger Bänder, der anderen Tür geführt. Es scheint lediglich sicher zu sein, dass die mit bescheidenen floralen Anklängen geschmiedeten Bänder nicht in späteren Jahrhunderten mit weiteren Eisenelementen überprägt wurden. So dürfte sich das ursprüngliche, fast schrankenähnlich wirkende, Erscheinungsbild erhalten haben, das jedoch in der kunsthandwerklichen Ausprägung bei Weitem nicht den Rang der Papitzer und Briesener Kirchentüren erreicht.

Die Werbener Kirchentür – Nachrichten einer Bedrohung

Als die Kirche zu Werben 1911 eine umfassende Restaurierung und Rekonstruktion erhielt, wurde der Beschluss gefasst, die mittelalterliche und auf 1408 datierte Südtür durch

Bild links: Kirchentür in Papitz (Spree-Neiße)

Bild rechts: Kirchentür in Werben (Spree-Neiße), Aufnahme vor 1911



eine Neuanfertigung zu ersetzen. Vorher wurde das einzige Foto in situ gemacht. Das Original fand seinen Platz im Cottbuser Museum, wobei dem nachmaligen Betrachter nie deutlich vermittelt wurde, ob ihm eine handwerkliche und mit geschmiedeten Eisenmontierungen verstärkte mittelalterliche „Sicherheitstür“ gezeigt werden sollte oder ob es sich um einen Gegenstand der historischen Doppelfunktion von Pforte bzw. einer mit mutmaßlichen Abwehr-, Segens- oder Schutzzeichen ertüchtigten Schranke handelt. Dieses Dilemma führte 2013 zu einer Begutachtung, die Besonderheiten und bisher Unbekanntes ans Licht brachte:

Demnach wurden die schmiedeeisernen Elemente zu unterschiedlichen Zeiten gefertigt. Die originale Fassung der Zeit um 1408 ist handwerklich gut ausgeschmiedet und besteht aus drei, mit rautenförmigen Öffnungen versehenen Doppelbändern. Sie wurden auf dem Türblatt mit kräftigen Schmiedenägeln befestigt und die festgestellte Gesamtgestaltung lässt eine ausgewogene optische Wirkung des Eichenholzes wie auch der Schmiedeeisen erahnen.

Über die Veranlassung der zweiten Fassung liegen infolge der Brände und Plünderungen im 30-jährigen Krieg keinerlei örtliche Schriftzeugnisse mehr vor. Erst ab 1642 wurden wieder Kirchen- und Rechnungsbücher angelegt. Dennoch existieren verlässliche Berichte, wonach 1612 eine Katastrophe stattfand – es wurde die Pest in das Dorf eingeschleppt und nachfolgend kam das gesellschaftliche, wirtschaftliche wie auch kirchlich-geistliche Leben völlig zum Erliegen. Insgesamt 437 Einwohner aller Gesellschaftsschichten, mehr als die Hälfte der gesamten Dorfbevölkerung, verstarben. Heute kann man die alles lähmenden Auswirkungen einer Pest-Welle unter anderem mit Hilfe eines Berichtes aus dem bei Beeskow liegenden Krügersdorf erahnen; im dortigen Kirchenbuch (Bearbeitung Tobias Preßler, Berlin) berichtet der Pfarrer, dass die Verstorbenen zu seinem Entsetzen ohne sein Wissen wie auch ohne Gebet „und also ohn gesang weil man vermeinet sie sollen an der Pest gestorben sein“ begraben wurden, aber „die weiteren Verstorbenen sind alle unter der Heyde begraben“, also nicht in geweihter Erde.

In Werben entschieden sich Adel, Geistlichkeit und Gemeinde wohl zu einem zusätzlichen Schutz, dem Bedecken der Kirchentür mit Zeichen,

die in der Volksfrömmigkeit bzw. im Volksglauben als Schutz- und Segenszeichen (Kreuz, sog. „Andreaskreuz“), als Schutz mit Hilfe der Trinität (Dreieck / „Pfeilspitze“) sowie als starkes Schutz- und Abwehrzeichen (Raute) bekannt waren und verwendet wurden. Zu dieser Volksfrömmigkeit bemerkt im Jahre 1862 der Pfarrer und Volkskundler Karl Haupt in Bezug (nicht nur) auf die Lausitz, dass „sich die lutherische Kirche toleranter gegen den teils mit dem katholischen mittelalterlichen Kirchentum verschmolzenen, teils echt heidnisch gebliebenen Volksglauben verhielt, als beispielsweise die reformierten Kirchen.“ Zum Volksglauben gehörten aber von jeher neben ausgeübten Praktiken auch Zeichen und Symbole, deren Ursprung durchaus in

vorchristlichen Zeiten liegen konnte oder deren Bild sich mit christlichem Inhalt füllen ließ.

In Werben wurde offensichtlich alles zur Bannung dieser ungeheuren Gefahr getan. Ein Bedecken der Kirchentür mit solchen Symbolen stellt dabei in jedem Fall eher das Maß für die Größe einer gefühlten Gefahr, als einen Beleg für die scheinbar bedenkenlose Verwendung von Zeichen einer (mischreligiösen) Volksfrömmigkeit im kirchlichen Kontext dar. Damit wäre die Werbener Kirchentür ein außergewöhnliches Zeugnis für die aus mittelalterlichem Empfinden herrührende Hoffnung, mit Hilfe starker Schutz- und Abwehrzeichen zusätzliche und schwer zu überwindende Barrieren gegen Unheil errichten zu können. —

Anzeige

Der berührungslose Glockenantrieb Die sanfte Alternative



Referenzobjekte:

Dresden:

- Frauenkirche und Hofkirche
- Dom zu Zwickau
- Dom zu Halberstadt
- Küstrinchen
- Reckhahn
- Kirchmöser (kath. Kirche)
- Caputh
- Gräbendorf
- Vierraden
- Treuenbrietzen/
Krankenhaus

Dom zu Zwickau, Glocke 1,
5510 kg, 2020 mm Durchmesser,
Ton nominal a°

Glockentechnik & Turmuhren

Dipl.-Ing. Wolfgang Schmidt

Randolfstraße 14 · 12524 Berlin · Tel. (0 30) 6 73 12 23 · Fax (0 30) 6 73 51 11
www.schmidt-glockentechnik.de · info@schmidt-glockentechnik.de

ELKE KREISCHER

Das „Heilige Gesicht“

Ist am Mittenwalder Altar das Urbild Christi zu sehen?

Elke Kreischer ist Journalistin und Redakteurin des Mitteilungsblattes „Alte Kirchen“ des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.



Schweißstuch der Veronika in der Predella des Altars der Stadtpfarrkirche Mittenwalde (Dahme-Spreewald); Foto: Bernd Janowski

Das Passionslied „O Haupt voll Blut und Wunden“ stammt aus der Feder des bedeutendsten evangelischen Kirchenliedichters Paul Gerhardt (1607 – 1676). Er schrieb es in Mittenwalde, wo er von 1651 bis 1657 als Pfarrer an der St. Moritz-Kirche wirkte. Hat sich Paul Gerhardt bei diesem berühmten Lied vielleicht von einem Bild im Sockelbereich des Altars seiner Kirche inspirieren lassen? Es zeigt zwei Engel, die ein weißes Tuch in ihren Händen halten, auf dem das dornenbekrönte verwundete Antlitz Jesu zu sehen ist. Das schmale längliche Gesicht ist umrahmt von langem dunklem Haar und Bart. Jesu braune Augen sind geöffnet. Auch die Lippen seines Mundes sind leicht geöffnet,

als wollten sie etwas sagen. Darstellungen ähnlicher Art sind nicht nur in Mittenwalde, sondern ebenso in anderen brandenburgischen Kirchen zu finden, beispielsweise in Manker (Landkreis Ostprignitz-Ruppin).

Obwohl Protestant, dürfte Paul Gerhardt noch gewusst haben, was heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist: Bei dieser spezifischen Art der Christusdar-

stellung handelt es sich um die Wiedergabe des „Volto Santo“, auch „Heiliges Gesicht“ oder „Schweißstuch der Veronika“ genannt.

Das „Heilige Gesicht“ ist das Urbild zahlreicher Jesusdarstellungen; der Glaube daran hat eine lange und sehr bewegte Geschichte: Bis heute ist es im Nahen Osten üblich, Verstorbenen ein Tuch auf das Gesicht zu legen, was mit großer Wahrscheinlichkeit auch bei Jesus gemacht wurde. Im Johannesevangelium steht, dass Petrus und ein weiterer Jünger nach Jesu Auferstehung in der Grabkammer an einer besonderen Stelle ein kleines zusammengebundenes Tuch fanden. Es war ihnen offenbar sehr wichtig, sonst wäre es in den Evangelien weder erwähnt worden, noch hätten die Jünger es behalten, denn alles, was mit Toten in Berührung gekommen war, galt den Juden als äußerst unrein; auf den Besitz solcher Gegenstände stand die Todesstrafe.

In den Apokryphen findet sich der mögliche Grund dafür, warum die



Volto santo in Manoppello;
Foto: Raboe001

Jünger das Tuch dennoch an sich nahmen: Jesu Mutter Maria besaß laut Überlieferung ein kleines Tuch, auf dem das Gesicht ihres auferstandenen Sohnes zu sehen war. Sie soll lebenslang täglich davor gebetet haben. Wenn auf dem im Grab gefundenen Tuch tatsächlich das Gesicht Jesu abgebildet war, dann ist es sehr wahrscheinlich, dass die Gottesmutter zu dessen erster Besitzerin wurde. Da Maria ihre letzten Lebensjahre bei dem Jünger Johannes verbrachte, dürfte dieser der „Erbe“ des Tuches geworden sein. Johannes aber lebte zuletzt in der heutigen Türkei, so verwundert es nicht, dass das Tuch unter anderem in Edessa und Konstantinopel bezeugt ist; schon aus dieser Zeit gibt es bildliche Darstellungen des „Heiligen Gesichts“.

Das Tuch trat dann eine lange Odyssee an. Ab dem Jahr 708 befand es sich in Rom, wo es jahrhundertlang im Petersdom aufbewahrt und den Gläubigen zu bestimmten Gelegenheiten gezeigt wurde. Das „Volto Santo“ galt damals als die wichtigste Reliquie der Christenheit und zog Massen von Pilgern aus aller Welt an. Es ist daher kein Zufall, dass sich viele Ikonen und Gemälde von Jesus ähneln wie ein Ei dem anderen, sondern darauf zurückzuführen, dass die Maler das „Heilige Gesicht“ in Rom gesehen hatten oder ein Gemälde von einem Maler kopierten, der das „Heilige Gesicht“ aus eigener Anschauung kannte.

Vermutlich wurde das Tuch 1527 in den Wirren des „Sacco di Roma“ aus dem Petersdom entwendet, was der Vatikan allerdings offiziell nie zugegeben hat. Aber die intensive Suche des damaligen Papstes Urban VIII., der unter Androhung der Exkommunikation alle „Heiligen Tücher“ im Land einsammeln ließ, deutet ebenso darauf hin, wie der extrem schlechte Erhaltungszustand des Tuches, das heute im Petersdom gezeigt wird.

Als sich die Wogen der Erregung nach dem Diebstahl einigermaßen geglättet hatten, tauchte 1637 ein „Heiliges Gesicht“ in gewohnt gutem Erhaltungszustand in der kleinen Abruzzenstadt Manoppello auf. Allerdings hütete man sich dort davor, Reklame damit zu machen. Das Tuch

hatte daher mehrere Jahrhunderte lang nur lokale Bedeutung.

Erst, als die deutsche Nonne Blandina Paschalis Schlömer 1995 nach Manoppello kam und entdeckte, dass das Gesicht auf dem hauchdünnen, nicht bemalbaren Muschelseidentuch in seinen Proportionen und Verletzungen identisch ist mit dem Gesicht des Toten mit geschlossenen Augen, das auf dem Grabtuch von Turin eingewickelt zu sehen ist, geriet das „Heilige Gesicht“ wieder in den Fokus von Gläubigen und Wissenschaftlern.

Letztere streiten sich bis heute darüber, ob es echt oder unecht ist.

Aber ein Phänomen bleibt es, denn kein Wissenschaftler kann bislang erklären, wie das Bild in das Tuch gekommen ist. Und so nimmt es nicht wunder, dass immer mehr Pilger und Neugierige nach Manoppello kommen, um sich das „Heilige Gesicht“ anzusehen. Und zunehmend orientieren sich auch zeitgenössische Ikonenmaler wie einst der Maler der Mittenwalder Predella bei ihren Darstellungen Jesu wieder am „Heiligen Gesicht“ —



Schweißstuch der Veronika in der Sakramentsnische der Dorfkirche Manker (Ostprignitz-Ruppin); Foto: Martin Meyer

RUDOLF BÖNISCH

Abendmahl ohne Jesus?

Ein jüdisches Passahmahl nach Matthaeus Merian auf dem Altar in Rietdorf

Rudolf Bönisch ist Diplom-Geologe. Er ist Initiator und Leiter von zwei Niederlausitzer Orgelmusikreihen. In der verbleibenden Zeit beschäftigt er sich mit kirchlicher Kunst.

Wenige Kilometer westlich des Städtchens Dahme/Mark liegt Rietdorf (Landkreis Teltow-Fläming). Inmitten des Dorfes fällt der spätromanische Feldsteinquaderbau der Dorfkirche mit eingezogenem Chor und halbrunder Apsis auf. Der quadratische Turm wurde im späten Mittelalter angebaut. Auch im Innern weisen noch einige Fenster, der Triumphbogen und die mit einem Sternenhimmel versehene Apsis mit Sakraments- und Depositennische auf das mittelalterliche Kirchengebäude. Allerdings stammt die blaue Wandfarbe der Apsis erst von der großen Restaurierungsphase im Jahre 1881, in der auch der hölzerne Altaraufsatz vom Anfang und die Kanzel vom Ende des 17. Jahrhunderts in graubraunen Farbtönen überstrichen wurden. Damit ging der prachtvolle Spätrenaissance-Charakter dieses kleinen Altars weitgehend verloren und die sich an vielen Stellen ablösende Farbe tut ein Übriges zur Entstellung. Das zentrale Gemälde im Altar ist seit dieser Zeit ein nazarenisches Christusbild, die Bilder von Petrus und Paulus hinter den Doppelsäulen wurden mit den Einsetzungsworten des Abendmahls beschrieben und das Bild im Auszug wurde komplett überstrichen. Einzig in der Predella ist ein Gemälde aus der Erbauungszeit erhalten geblieben.

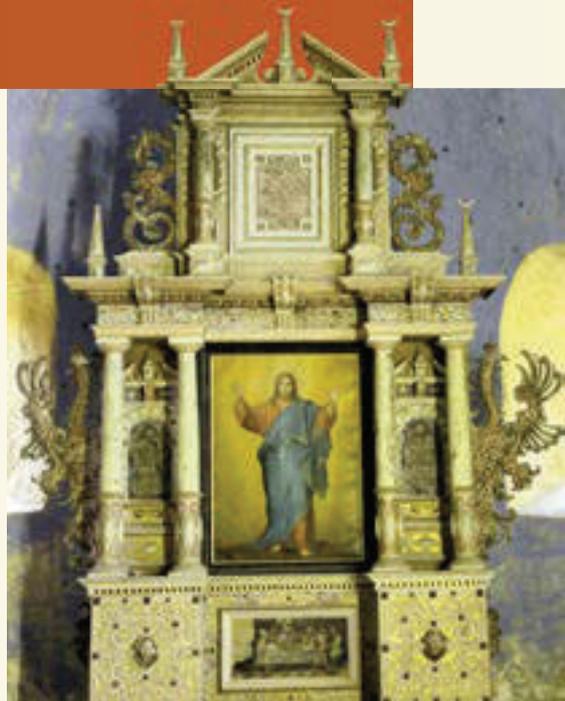
Dieses Bild an der sonst üblichen Stelle für das Abendmahlsgemälde weist aber Eigenheiten auf, die die typische Bestimmung als fraglich erscheinen lassen. Es fehlt Christus, oft mit dem Jünger Johannes im Arm dargestellt, der das Mahl einsetzt. Auch

fehlen ein Kelch und Trinkgefäße auf dem Tisch. Es sind nur 10 speisende Personen dargestellt und nicht die üblichen 12 als Zahl der Jünger Jesu. Und: Die Männer haben teilweise Judenhüte auf und Wanderstöcke in den Händen. Sie sitzen nicht um den Tisch, sondern stehen an diesem. Links neben der Mahlszene des restaurierungsbedürftigen Bildes sind nur noch schemenhaft zwei Männer, ein Segelschiff und ein Haus erkennbar. Nur das aufgetischte Lamm als Speise macht das Bild einer Abendmahldarstellung ähnlich.

So wird deutlich, dass es sich bei diesem Bild nicht um die Darstellung des Letzten Abendmahles, sondern um die des jüdischen Passahmahles handelt. Der unbekannt Maler des Altars hat dafür einen Kupferstich aus der von Matthaeus Merian bebilderten Bibel (Icones Biblicae 1627) kopiert. Das Passahmahl feierten die Juden erstmals vor ihrem Auszug aus Ägypten und daraus entstand das traditionelle Passah-Fest. Die Geschichte dazu steht im 2. Buch Moses Kapitel 12:



Altargemälde des Passahmahles in der Hospitalkirche Königsbrück (Sachsen)



Altaraufsatz in der Dorfkirche Rietdorf (Teltow-Fläming); Fotos: Rudolf Bönisch

„Am zehnten Tage dieses Monats nehme der Hausvater ein Lamm, je ein Lamm für ein Haus. Wenn aber in einem Hause für ein Lamm zu wenige sind, so nehme er's mit seinem Nachbarn, der seinem Hause am nächsten wohnt, bis es so viele sind, dass sie das Lamm aufessen können. Ihr sollt aber ein solches Lamm nehmen, an dem kein Fehler ist, ein männliches Tier, ein Jahr alt. Von den Schafen und Ziegen sollt ihr's nehmen und sollt es verwahren bis zum vierzehnten Tag des Monats. Da soll es die ganze Gemeinde Israel schlachten gegen Abend. Und sie sollen von seinem Blut nehmen und beide Pfosten an der Tür und die obere Schwelle damit bestreichen an den Häusern, in denen sie es essen, und sollen das Fleisch essen in derselben Nacht, am Feuer gebraten mit Kopf, Schenkeln und inneren Teilen. Und ihr sollt nichts davon übriglassen bis zum Morgen; wenn aber etwas übrig bleibt bis zum Morgen, sollt ihr's mit Feuer verbrennen. So sollt ihr's aber essen: Um eure Lenden sollt ihr gegürtet sein und eure Schuhe an euren Füßen haben und den Stab in der Hand und sollt es essen als die, die hinwegeilen; denn es ist des Herrn Passa.“



Kupferstich von Matthaeus Merian (1627)

Der Stich von Merian stellt dieses Mahl dar, das in einem Haus am mit Schiffen befahrenen Nil stattfindet.

Mit dem heutigen Zustand besitzt Rietdorf wohl den einzigen Altar in einer evangelischen Kirche, den ausschließlich das Bild eines Passahmahles ziert. Aber das war sicher nicht von Anfang an so, denn traditionell sollte nach der Vorstellung von Martin Luther das Letzte Abendmahl mit Christus bildlich dargestellt werden. Nach dem Evangelientext versammeln sich die Jünger Jesu zum Passahmahl und Jesus erweitert dieses zur Einsetzung des Abendmahls, des letzten gemeinsamen Mahles vor seiner Kreuzigung. Der Lambraten auf dem Tisch ist somit in beiden Motiven zu sehen. Auf einem Abendmahlsgemälde werden u. a. noch die Schale für die Fußwaschung, der Kelch für den Wein, der Lieblingsjünger Jesu in dessen Armen und der Verräter Judas mit dem Geldbeutel in der Hand gezeigt.

Die wenigen Altaraufsätze mit der bildlichen Darstellung des Passahmahles in Ost- und Mitteldeutschland zeigen jeweils auch die Abendmahlsszene. So finden wir beide Darstellungen an den Sandsteinaltären in der Johanniskirche Bad Schandau (Hans Walther II. 1575–79),

in der Oberkirche Unser Lieben Frauen in Burg bei Magdeburg (Michael Spies 1607) und in St. Jakobi Stendal (Hans Hacke 1600–03) sowie in St. Petri Brumby (Heinrich Busch 1667), in der Hospitalkirche Königsbrück in Sachsen (AD 1575) oder auch in Melzow (Uckermark/1610).

In der Mecklenburger Dorfkirche Kalkhorst zeigte der 1708 geschaffene barocke Altaraufsatz in der Predella ein Passahmahl, als Hauptbild das Letzte Abendmahl und im Auszug eine Grablegung. Wohl seit der Renovierung 1838 war das große Abendmahlsbild durch eine Nazarener Darstellung des Auferstandenen ausgetauscht worden, da das „zweifaches Abendmahl“ offenbar nicht mehr zeitgemäß war. Erst nach 1990 wurde das alte Abendmahlsbild wieder an seiner ursprünglichen Stelle eingefügt. Der Aufbau und die Veränderung des Kalkhorster Altars ist somit eine Parallele für Rietdorf. Am Altar der Kirche im Niederen Fläming ist noch heute das Christusbild von

1881 eingefügt. Es lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass im Zentrum dieses Altars auch ein christliches Abendmahl gezeigt wurde. Zumindest sind aus Dorfkirchen der Umgebung (Hohenseefeld, Kolochau oder Körba) große Abendmahlsbilder bekannt, die die Hauptbilder der Altaraufsätze darstellten.

Der Altar in Rietdorf enthielt also mit großer Sicherheit die beiden biblischen Mahldarstellungen in typologischer Zuordnung. Einerseits wäre diese Doppeldarstellung in der Predella und – an Stelle eines Kreuzigungsbildes im Mittelfeld – für das Land Brandenburg selten, andererseits sollte der Kirchengemeinde und dem Besucher dieser „Offenen Kirche“ der der Mode im 19. Jahrhundert geschuldete schmerzliche Verlust des Abendmahlsbildes deutlich gemacht werden. Gerade dieser Altaraufsatz in Rietdorf bietet die große Chance, die Wurzel des Letzten Abendmahles von Christus als eines der beiden Sakramente in der evangelischen Kirche näher zu beleuchten: Das Passahmahl. —



Darstellung des Passahmahles in der Predella des Altaraufsatzes der Dorfkirche Rietdorf

PETER KNÜVENER UND GORDON THALMANN

Ehemals weit verbreitet, heute eine Seltenheit Schablonenmalerei auf mittelalterlichen Kirchenschränken

Dr. Peter Knüvener ist Direktor der Städtischen Museen in Zittau. Er promovierte zur spätmittelalterlichen Kunst in der Mark Brandenburg.

Gordon Thalmann ist Denkmalpfleger und Bauhistoriker sowie Doktorand der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder).

Zu den besonders seltenen, aber bislang kaum beachteten und bekannten mittelalterlichen Kunstschätzen in Brandenburg zählen Möbelstücke mit Schablonenmalerei. Der Fachbegriff lautet eigentlich „Patronenmalerei“. Es handelt sich um eine relativ einfache, aber besonders effektive Methode der Dekorationsmalerei, denn mittels Schablonen werden mehr oder weniger einfache Muster oder Motive übertragen, meist mit sehr reduzierter Farbpalette, oft nur schwarz auf weißem Grund. Der repetitive, teppichmusterartige Charakter der Malerei ist für unser Empfinden eher fremd, aber reizvoll zugleich, kennen wir doch heute kaum noch qualitätvolle

Möbel mit deckender, gemusterter Bemalung. In nachmittelalterlicher Zeit erfuhr diese Dekorationskunst einem Niedergang und geriet in Vergessenheit. Besonders dem 19. Jahrhundert mit seiner durch die Materialästhetik des Klassizismus geprägten Sichtweise war sie fremd.

Es ist davon auszugehen, dass oftmals Reste solcher Malereien beseitigt wurden, um die schönen Eichentüren mit ihren Beschlägen besser zur Wirkung zu bringen. So gibt es Regionen in Norddeutschland – wie z.B. Niedersachsen – wo sich offenbar gar keine derart verzierten Möbel mehr erhalten haben. In Gebieten der ehemaligen Mark Brandenburg gibt es zum Glück noch einige eindrucksvolle Beispiele. Zwei besonders schöne Schränke in der Prignitz bzw. Ostprignitz sollen im Folgenden vorgestellt werden.

Der Schrank aus der Kirche in Kreuzburg im Stadt- und Regionalmuseum Perleberg

Dieser schmale Schrank – der Konstruktion nach ein Standseitenschrank – diente sicherlich zum Verwahren von Messgeräten und vielleicht auch Messgewändern. Er hat ein großes unteres Fach und ein kleines oberes, jeweils durch eine Tür verschlossen. Merkwür-



Sakristeischrank aus Kreuzburg (Prignitz) im Stadt- und Regionalmuseum Perleberg; Fotos: Peter Knüvener

dig ist ein Fensterchen links neben der oberen Tür. Man denkt an die drei Fenster in den Giebeln des berühmten hochgotischen (um 1300) Schrankes im Chor des Brandenburger Doms, die vielleicht zur Ausstellung von Reliquiaren gedient haben.

Der Kreuzburger Schrank ist fast vollständig erhalten, allerdings fehlen das Abschlussbrett, das sicherlich dekoriert war, sowie zahlreiche Leisten, die die Ecken und die Türen geziert haben. Ein solches, fein profiliertes Brettchen ist noch an einer Stelle erhalten, sonst erkennt man an den von Farbe frei belassenen Stellen, wo die Leisten aufgedübelt waren. Die Türbänder sind schön in Form einer fünfblättrigen Blüte ausgeschmiedet. Den unteren Abschluss bildet ein Brett mit





Sakramentsnische in der Dorfkirche Mechow (Ostprignitz-Ruppin) mit geöffneter äußerer Tür

Aussparung in Form eines gedrückten Kielbogens – ein typisches spätgotisches Motiv.

Die schwarzweiße Fassung ist großenteils sehr gut erhalten. Die Seitenwände werden durch ein Muster aus sich gegenüberstehenden Vögeln und einem Zweig in der Mitte geziert. Die Frontseite weist dieses Muster in der

Mitte auch auf. Daneben – allerdings schlechter erhalten – gibt es eine große Schablone, die wohl einen in ein Rankenwerk eingebetteten Buchstaben – vielleicht ein „m“ (für Maria?) – zeigt. Das Vogelmuster erinnert in seinem Rapport an Motive, die aus der Textilkunst bekannt sind. Besonders Stoffe aus dem Orient oder aus Norditalien – z. T. sind solche auch im Brandenburger Domschatz erhalten – können dafür eine Anschauung bieten.

Die Kreuzburger Kirche, ein kleiner backsteinsichtiger Fachwerkbau, stammt inschriftlich aus dem Jahr 1687, der separat im Westen stehende Holzständerturm nach Ausweis der dendrochronologischen Befunde von 1547 (d). Es kann aber kein Zweifel bestehen, dass der Schrank älter ist und vielleicht aus einem mittelalterlichen Vorgängerbau stammt. Eine Datierung um 1500 ist anzunehmen. Es ist einer der ganz wenigen erhaltenen nicht eingebauten Schränke aus Dorfkirchen im Gebiet der Mark Brandenburg.

Der Sakramentsschrank von Mechow

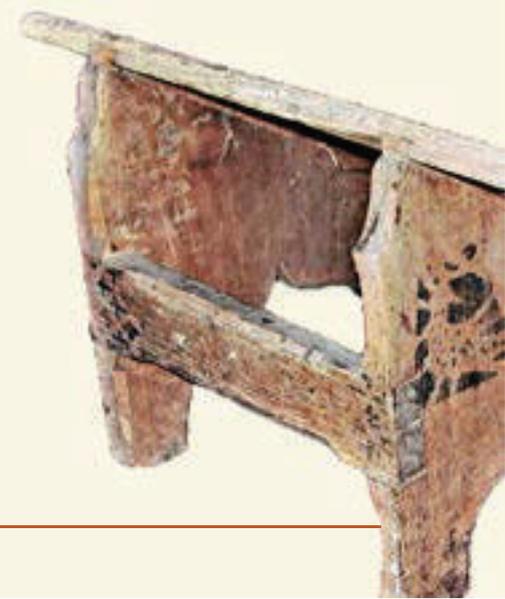
In der Kirche von Mechow unweit von Kyritz befindet sich ein besonderer Schatz. Hinter dem Altar in der Ostwand befindet sich eine kleine, unscheinbare Nische mit einer weiß überstrichenen mittelalterlichen hölzernen Tür. Es ist der übliche Ort für eine Sakramentsnische, also der Ort, wo die geweihten Hostien und die Vasa

Sacra (Kelche, Patenen) sicher verwahrt wurden. In Dorfkirchen gab es wohl kaum freistehende Sakramentstürme wie in den Stadtpfarrkirchen. Erhalten haben sich solche äußerst selten (z. B. in Audorf und Riebau in der Altmark). Nischen gibt es dagegen fast in jeder Kirche, nicht selten weisen sie auch noch die mittelalterlichen Türblätter auf, aber fast nie hat sich der Dekor erhalten. Die Innenseite der Tür in Mechow ist dagegen noch reich mit Schablonenmalerei verziert, wie am Schrank von Kreuzburg schwarz auf weiß. Fast der gesamte Bereich wird durch ein Gespinst von Fischblasen eingenommen. Oben aber, etwas nach rechts gerückt, befindet sich die Büste einer Person, frontal dargestellt. Möglicherweise ist es eine Frau, denn sie scheint Kleidung mit einem weiten Ausschnitt zu tragen und eine Kette. Vielleicht trägt sie überdies eine Krone, womit es sich dann um eine Heilige handeln dürfte.

Diese Tür ist jedoch nur der äußere Verschluss des Schrankes. In die Nische versenkt ist ein Kasten, der durch eine weitere Tür verschlossen ist. Diese zeigt ein Gitter – zweifellos konnte man dadurch die geweihten Hostien betrachten, wenn die äußere Tür geöffnet war. Darüber gibt es weitere Schablonenmalereien mit zwei Maßwerkrosen. Rechts, links neben und unterhalb des Gitterfensters sind ebenfalls Verzierungen mit Maßwerkmotiven zu finden. Das Holz des Schrankes (Eiche und Kiefer) konnte dendrochronologisch in das frühe 14. Jahrhundert datiert werden und ist damit eindeutig zweitverwendet. Somit wurde der Mechower Sakramentsschrank in der Ostgiebelwandnische mit dem spätmittelalterlichen Kirchenbau in der Zeit um 1433 (d) geschaffen. Damit wäre er ein sehr frühes Beispiel für Schablonenmalerei. Es ist aber nicht auszuschließen, dass die Malerei erst einige Jahrzehnte später ausgeführt wurde.



Sakramentsnische in der Dorfkirche Mechow, Detail



Die Malereien wirken bei näherer Betrachtung nicht sehr exakt, obwohl die ästhetische Wirkung überzeugt. Das Möbel ist deckend mit Ornamenten überzogen. Für diese effektive, aber letztlich simple Art der Gestaltung waren sicher keine bedeutenden Künstler vonnöten. Der Schrank in Mechow überrascht durch seine fast schon schalkhafte Frische, die eine unerwartete und unbekanntere Seite der mittelalterlichen Kunst aufzeigt.

Man muss sich klarmachen, dass solcherart auch andere Ausstattungsstücke bemalt waren, manchmal – vielleicht auch häufiger – ganze Kirchen.

In Riedebeck bei Luckau hat sich als besondere Rarität ein Lesepult (um 1500) erhalten, wie es wohl in kaum einer Kirche gefehlt haben dürfte. Dieses einfach konstruierte Möbel ist partiell mit Schablonenmalereien versehen, darunter auch ein Vögelchen.

In Lindena bei Doberlug-Kirchhain gibt es ein mittelalterliches Gestühl mit solchen Malereien. Und in Goßmar – ebenfalls nahe Luckau – haben sich im Dachraum der Kirche oberhalb der heutigen flachen Decke Reste eines mittelalterlichen Holztonnengewölbes erhalten, das über und über mit Schablonenmalereien bedeckt war.

Auch die kleine, bescheidene Kirche von Maxdorf in der Altmark zeigt noch eine – nun flache – Decke mit Schablonenmalereien (Malereien allerdings renoviert); in Rietdorf (Teltow-Fläming) stieß man ebenfalls auf Reste einer solchen. Der 1869 im Rahmen einer neogotischen Kirchenumgestaltung erneuerte Altartisch der 1502 (d) errichteten Kirche Sargleben (Prignitz), der heute noch einen spätmittelalterlichen Flügelaltar trägt, wurde aus älteren zweitverwendeten Eichenholzbrettern mit teilweise erhaltenen Schablonierungen gefertigt. Hier sind es sogar nicht nur einfache Ornamente, sondern auch Textrelikte, die noch zu lesen sind. Es fragt sich, von welchem Ausstattungsstück diese Bretter stammen, vielleicht von der Decke?

In höherrangigen Kirchen gibt es ebenfalls spärliche Reste solcher Dekorationen. So befindet sich im Brandenburger Dom ein Schrank mit schönen Schablonenmalereien und in der dortigen Katharinenkirche ein



Dorfkirche Sargleben (Prignitz), Wiederverwendete bemalte Bretter im Inneren des neogotischen Altartisches; Foto: Gordon Thalmann

Sakristeiwandschrank. Im Kloster Heiligengrabe stieß man vor einigen Jahren auf Reste einer bemalten Decke.

Diese Befunde zeugen von der weiten Verbreitung dieser heute fast aus dem Bewusstsein verschwundenen De-

korationskunst, die im 15. und frühen 16. Jahrhundert ihren Höhepunkt erlebte und die heute oft sehr schlichten Kirchenräume geprägt und ihnen einen deutlich anderen Charakter verliehen hat. —

Anzeige



Treten Sie ein!

Jedes Pfarramt ist eine Kircheneintrittsstelle

Infotelefon 030 · 24 344 121
www.willkommen-in-der-kirche.de

www.ekbo.de

EVANGELISCHE KIRCHE
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

*Lesepult in
der Dorfkirche
Riedebeck
(Dahme-Spreewald)*

ANDREAS KITSCHKE

Die Joachim-Wagner-Orgel in der Liebfrauenkirche Jüterbog braucht Hilfe

Andreas Kitschke ist Orgelsachverständiger der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und Vorsitzender der Joachim-Wagner-Gesellschaft e. V.

Wagner-Orgeln verfügen über einen überaus farbigen, herb-frischen Klang, der durch Betonung der tiefen Tonalagen durchaus schon in die Zeit der Empfindsamkeit weist.

Viele dieser Instrumente fielen dem Zeitgeist des späten 19. Jahrhunderts zum Opfer, als sich neuer Wohlstand mit romantischem Klangempfinden verband. Weitere Lücken riss der Zweite Weltkrieg. Die größte erhaltene Wagner-Orgel mit zwei Manualen und 33 Registern steht im Brandenburger Dom. Darüber hinaus sind 14 Instrumente annähernd original überkommen, von weiteren zehn lediglich die Prospekte, so auch in der Jüterboger Nikolaikirche.

Joachim Wagner, am 13. April 1690 in Karow bei Genthin als Pfarrerssohn geboren, erlernte bei Christoph Treutmann I (1673–1757) in Magdeburg das Orgelbauerhandwerk. Es gab auch eine Verbindung zu Christoph Continus (1675–1722) in Wernigerode und Halle/Saale, dessen Sohn er später ausbildete. Danach war Wagner zwei Jahre Mitarbeiter von Gottfried Silbermann (1683–1753).

Seit 1719 in Berlin ansässig, schuf Joachim Wagner die Orgel in der dortigen Marienkirche als Meisterstück (III/40 [3 Manuale/40 Register]; verändert erhalten). Wagner errichtete in der Mark Brandenburg, bis ins damalige sächsische Grenzgebiet um

*Das von Gottlieb Scholtze vermutlich nach der Totenmase Joachim Wagners geschaffene Porträt des Meisters an der Orgel in der Marienkirche Salzwedel;
Foto: Bernd Janowski*



Jüterbog reichend, sowie in der Alt- und Neumark etwa 50 Instrumente. Da die 1730 geplante Großorgel in St. Petri Berlin (VI/110) wegen zweimaligen Turmeinsturzes nicht realisiert wurde, blieb die Orgel in der Garnisonkirche Berlin (III/50) sein größtes und bekanntestes Werk.

Wagner starb am 23. Mai 1749 in Salzwedel, während des Baues der Orgel in der dortigen Marienkirche (die sein Schüler Scholtze vollendete) und wurde am 24. Mai 1749 auf Kirchenkosten beigesetzt.

Obwohl Jüterbog zur Zeit des Orgelbaues zu Sachsen-Weißenfels gehörte, wurde der Auftrag für das Instrument in der Jüterboger Liebfrauenkirche (nach dem missglückten Werk des dortigen Hoforgelbauers Georg Theodor Kloß in der Jüterboger Nikolaikirche) an den damals schon berühmten Berliner Meister Joachim Wagner (1690–1749) vergeben.

Joachim Wagners erster Dispositionsvorschlag vom 20. August 1735 sah 13 Register vor. Während der weiteren Projektbearbeitung hat Wagner dann diese Disposition um einen 8'-Principal im Prospekt und eine Posaune 16' (statt 8') im Pedal vergrößert.

Über den Stifter erfahren wir aus den Akten: „Es hat Ao 1726 Martin Hanicke, ein aus Ost Indien zurückgekommener Kaufmann, denen Kirchen zu Lieben Frauen und Mönchen allhier, p. Testamentum über 2000 Thaler zugewendet“, die insbesondere für „ein Orgelwerck in der Frauen Kirche, die weil das daselbst befindliche seit 10 Jahren unbrauchbar, und gar nicht mehr gespielt werden konnte“, Verwendung finden sollte.

Benefizkonzerte für die Restaurierung der historischen Orgel von Joachim Wagner

Sonnabend, 23. Juli 2016 um 10 Uhr,

Liebfrauenkirche Jüterbog – „Bach and Breakfast“
Strahlender Barock auf der historischen Wagner-Orgel (1737):
Klaus Eichhorn spielt Werke von Bach, Froberger, Buxtehude

Sonnabend, 27. August 2016 um 10 Uhr,

Liebfrauenkirche Jüterbog – „Bach and Breakfast“
Strahlender Barock auf der historischen Wagner-Orgel (1737):
Leonhard Sandermann (GB/NL) und Peter-Michael Seifried laden herzlich ein zum Klang(T)raum Liebfrauenkirche – Musik für ein und zwei Orgeln

Jeweils um 11 Uhr

lädt der wunderbare Klosterhof an der Liebfrauenkirche zu Gespräch und zweitem Frühstück. Für Fahrradfahrer gibt es jeweils um 13 Uhr „BACH & BIKE“ – Kirchen an der Fläming-Skate-Strecke mit historischen Orgeln laden zu Musik, Kirchenführung und Kaffee ein (Ende ca. 16 Uhr am Bahnhof Jüterbog).



Orgel von Joachim Wagner in der Liebfrauenkirche in Jüterbog;
Foto: Christian Muhrbeck

Jüterboger Wandelkonzerte

An jedem Sonntag vom 19. Juni bis zum 11. September:
Jeweils 20 Minuten Orgelmusik / Führung: 15 Uhr Kloster Zinna
(Baer-Orgel 1851) – 16 Uhr Liebfrauenkirche Jüterbog (Wagner-Orgel
1737) – 17 Uhr St. Nikolai Jüterbog (Rühlmann-Orgel 1908/1929)
Organisten: Matthew Schembri (Malta/NL), Sam Baker (GB), Leonhard
Sanderman (NL/GB), Peter-Michael Seifried

Der Eintritt ist frei, um Spenden für die Restaurierung der
historischen Wagner-Orgel wird gebeten.

Informationen: Peter-Michael Seifried: 0175-1633926,
www.jueterbog-klingt.de

Man habe Joachim Wagner beauftragt, „weil dieser Mann wegen seiner Kunst berühmt“.

Am 14. Dezember 1735 genehmigte Herzog Christian von Sachsen-Weißenfels (1682–1736) den Orgelbauvertrag, der am 13. Februar 1736 über eine Orgel mit 13 Registern (klingenden Stimmen) auf einem Manual (Handklaviatur) und Pedal (Fußklaviatur) geschlossen wurde. Dem Kirchenrechnungsbuch ist 1737 zu entnehmen: „400. rt. an H. Orgelbauer Wagner gezahlt vor die Dämmische Orgel zu bauen laut Contract und H. Wagners Quittung“. Entsprechend alter Gepflogenheit zahlte man schließlich „5. rt. 15 gr. die Orgel Bauer Gesellen an Trinck Geldt von der neuen Orgel.“ Weiter wurden „80. rt. an Herr Johann George Angermannen vor Bildhauer arbeit welche er an der Dämmischen Orgel verfertigt gezahlt laut Quittung“.

Der Spielschrank ist seitlich angeordnet, weil das Werk ursprünglich in die Brüstung der zweiten Empore eingebunden war. Den Prospekt mit Principal 8' überragt eine reichgeschnitzte Kartusche mit den Initialen „JA“ des Herzogs Johann August II. (1685–1746). Der Bruder, Herzog Christian, war im Jahr zuvor verstorben.

Bis auf wenige Eingriffe im Verlauf des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ist das Instrument weitgehend original erhalten. Die letzte umfangreiche Instandsetzung leistete 1938 die Potsdamer Firma Alexander Schuke. Seit-

her sind nur noch Erhaltungsmaßnahmen durchgeführt worden. Nach Aktenlage sind etwa 600 originale Wagner-Pfeifen von ursprünglich insgesamt 771 erhalten (78%).

Die historische Substanz dieses überaus wertvollen Instrumentes ist dringend restaurierungsbedürftig. Unter den erhaltenen Wagner-Orgeln mit einem Manual ist sie die größte. Als wichtiges Zeugnis der mechanischen und klanglichen Kunstfertigkeit des bedeutendsten märkischen Orgelbauers des 18. Jahrhunderts sollte sie wieder in ihren Ursprungszustand versetzt werden. Dazu benötigt die Jüterboger Kirchengemeinde Ihre Hilfe!

Die Joachim-Wagner-Gesellschaft e.V. mit Sitz in Brandenburg an der Havel wurde am 26. August 2006 in Rühstädt (Prignitz) gegründet, wo eines der Instrumente dieses außergewöhnlichen Berliner Orgelbauers der Barockzeit erhalten ist. Sie widmet sich in besonderem Maße der Erforschung und Pflege des Lebenswerkes dieses Meisters.

Ihre Spende:

Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.
IBAN DE94 5206 0410 0003 9113 90, Kennwort: Wagner-Orgel Jüterbog

Anzeige

Folkwart und Folkwin† Wendland

Gärten und Parke in Brandenburg

Die ländlichen Anlagen in der Mark Brandenburg und der Niederlausitz

Fünf Bände

Jeweils Festeinband mit Leinenbezug und Schutzumschlag, B 24 × H 31 cm

Insgesamt 2666 Seiten mit über 3000 Farb- und Schwarzweißabbildungen

ISBN 978-3-86732-206-5

€ 420,-

- über eintausend teils mehrseitig beschriebene Garten- und Parkanlagen im historischen Brandenburg einschließlich der heute polnischen Gebiete
- deutschlandweit vorbildlose Gesamtdarstellung
- repräsentative, hochwertige Ausstattung und Gestaltung
- unverzichtbar für Fachleute, sehr informativ auch für Laien

Das neue Standardwerk in fünf Bänden

Lukas Verlag



Eva Gonda – engagiert für „Alte Kirchen“

Theda von Wedel-Schunk ist Journalistin und Regionalbetreuerin des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Eva Gonda ist seit mehr als zwei Jahrzehnten die feste Größe im Förderkreis Alte Kirchen.

Für den Verein war es damals und ist es bis heute ein absoluter Glücksfall, dass die engagierte Journalistin ganz zufällig über eine Nachricht in der Zeitung von der Vereinsgründung erfuhr und sich bei Bernd Henning vom Kirchlichen Bauamt sogleich als Mitglied anmeldete. Seitdem bringt sie kontinuierlich und absolut zuverlässig ihre lebenslangen Erfahrungen im Zeitungswesen für die Bewahrung der Dorfkirchen ein.

Mehr als zwanzig Jahre lang hat Eva Gonda rund um die Themen Wiederaufbau, Erhaltung und Nutzung der alten Kirchen geschrieben. Hat das Format des Mitteilungsblattes „Alte Kirchen“ entwickelt, anfangs noch bis zu sechsmal im Jahr, zuerst ein einzelnes, zweimal gefaltetes DIN-A4-Blatt, einfach kopiert, dann mit zunehmender Professionalisierung des FAK eine vielseitige Broschüre, gedruckt, meist dreimal im Jahr, mit anspruchsvollen Reportagen, Berichten über Kirchbauprojekte, über die vielfältige Arbeit des Förderkreises und seine zahlreichen Projekte, Neuigkeiten aus den Regionen, Porträts, Stellungnahmen der Denkmalpflege, Kirche, Politik etc. Den Förderkreisen vor Ort dabei Raum zu geben für die eigene Darstellung war ihr immer ein wichtiges Anliegen. Und mit Geduld und Freundlichkeit, aber immer auch mit klarem professionellem Anspruch an die Gestaltung der Texte hat sie die unterschiedlichsten Autoren „gehändelt“. Und auch keine Ausgabe unserer Jahresbroschüre „Offene Kirche“ ohne gut recherchierte und lebendig verfasste Artikel von Eva Gonda.

Hans Tödtmann, Regionalbetreuer, bringt unser aller Wahrnehmung dabei



Eva Gonda bei der Redaktionsarbeit am Mitteilungsblatt des Förderkreises Alte Kirchen; Fotos: Bernd Janowski

sehr gut auf den Punkt: „Mein spontaner Eindruck, als ich ihr meinen ersten Beitrag (einen Bericht über den Baubeginn in Butzow) eingesandt hatte und sie mir den Entwurf mit der Bitte um Kürzung zurückreichte, war: **Die ist ein Profi!**“

Und Profi, das ist sie gewiss. Und das, obwohl ihr Lebensweg in der DDR das zunächst nicht unbedingt hätte erwarten lassen. 1936 in Landsberg an der Warthe geboren, 1945 mit der Familie vertrieben, nach wochenlangem Fußmarsch in den Ruinen Berlins angekommen, noch als Schülerin eine der „Trümmerfrauen“, die mit bloßen Händen Ziegelsteine putzen und in Eimerketten Schutt fortschaffen. Oberschulbesuch in Berlin-Niederschönhausen mit Dramatik im elften

Schuljahr 1953: Der Rauswurf droht, denn Eva Gonda ist nicht in der FDJ, sondern — unerhört — in der Jungen Gemeinde, also bekennende Christin. Dank des nach Stalins Tod und den Arbeiteraufständen um den 17. Juni kurzzeitig gemäßigten politischen Drucks kann Eva Gonda noch das Abitur an der Friedrich-List-Schule machen, aber ein Studienplatz für Journalistik in Leipzig wird ihr verwehrt. Später ist sie dankbar, denn die von der SED-Doktrin diktierte Ausbildung in der als „Rotes Kloster“ verschrienen Journalistik-Sektion hätte sie nicht akzeptieren können.

Eva Gonda geht den pragmatischen Weg, beginnt eine Ausbildung bei der Presse der Ost-CDU; Volontärin, Redaktionsassistentin, Volljour-

nalistin. Zunächst in der Redaktion der CDU-Bezirkszeitung „Märkische Union“ in Potsdam, später in der CDU-Zentralzeitung „Neue Zeit“ in Berlin, dort zuletzt als stellvertretende Chefredakteurin. Was für ein Fundus an Geschichten und Geschichte der DDR; bis kurz vor der Wende noch Herstellung im Bleisatz wie bei Gutenberg und dabei im Westfernsehen zusehen, wie Journalisten am Computer sitzen („Mein Traum: einmal einen Leitartikel am PC schreiben!“); Papier war kontingentiert, über die Zuteilung und damit über die Auflagehöhe auch der CDU-Zeitungen entschied die SED. „Die ‚Neue Zeit‘ war ‚Bückware‘, am Kiosk lag sie unterm Ladentisch“, sagt Eva Gonda. Wegen der christlichen Leserschaft gab es ein bisschen Narrenfreiheit, musste nicht alles gebracht werden, was vom Presseamt „empfohlen“ wurde. Aber das hatte seine Grenzen: In der für die DDR schon sehr kritischen Zeit im Herbst 1989 war es nicht mehr möglich, die Flucht von DDR-Bürgern nach Ungarn zu verschweigen. Der „empfohlene“

Kommentar endete mit dem Satz „Wir weinen ihnen keine Träne nach“. Die NZ-Redaktion beschloss, diesen Satz wegzulassen. Das war eine Mutprobe und die folgenden Gespräche im Presseamt waren wahrlich kein „small talk“. Im Übrigen konnte man darauf vertrauen, dass gelernte DDR-Bürger es verstanden, zwischen den Zeilen zu lesen. Mit Spitzeln im Haus musste man rechnen, von einigen vermutete man es, die 1989 im Nachbarhaus gefundenen Überwachungstonbänder erweiterten die Liste.

„Eva Gonda war immer ein Ansprechpartner für ihre Kollegen und Mitmenschen, in DDR-Zeiten und danach“, sagt die ehemalige Kollegin Elke Kreischer, von Eva Gonda als FAK-Mitglied und als künftige Verantwortliche für die Herausgabe von „Alte Kirchen“ geworben. „Nachdem die ‚Neue Zeit‘ ihr Erscheinen eingestellt hatte, organisierte Eva viele Jahre lang unsere jährlichen Ehemaligen-Treffen und vergaß dabei nie, Karten an diejenigen zu schreiben, die aus gesundheitlichen Gründen nicht dabei sein konnten,

und diese von allen unterschreiben zu lassen.“

Direkt nach der Wende wird die „Neue Zeit“ von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) mit dem Ziel aufgekauft, die führende Qualitätszeitung für Ost-Deutschland zu schaffen (wobei die wertvolle Immobilie nahe dem Bahnhof Friedrichstraße ganz sicher auch eine Rolle spielte). Die ehemalige FAZ-Korrespondentin in der DDR, Monika Zimmermann, wird neue Chefin, die alte Mannschaft übernommen. Aber das Ende erfolgt jäh. Im Juli 1994 ist Schluss. Eva Gonda geht in den Ruhestand. „Trotz all der Unsicherheiten“, sagt Eva Gonda, „waren es tolle Tage nach der Wende.“

Viele Jahre hat sie mit ihrer Familie in Köpenick gewohnt. Seit 1998 ist Eva Gonda in Schöneiche zuhause, ist aktives Gemeindemitglied, kümmert sich auch hier um hilfsbedürftige Menschen, schreibt fürs Gemeindeblatt – und natürlich weiter für den FAK. —

Danke, Eva Gonda!



Eva Gonda in der Dorfkirche ihres Wohnortes Schöneiche (Oder-Spree)

EVA GONDA

Einst sollte Gras darüber wachsen

Jetzt wurde die alte Heinsdorfer Kirche exhumiert

Eva Gonda, Journalistin, ist Redakteurin von „Alte Kirchen“, dem Mitteilungsblatt des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Eine Kirche wurde begraben. Mehr als 700 Jahre lang war das Gotteshaus Mittelpunkt von Heinsdorf im Niederen Fläming gewesen – Zeuge der Geschichte und gelebten Glaubens zahlloser Generationen, die hier Taufen und Hochzeiten feierten, Abschied von ihren Toten nahmen, Zeiten der Armut, der Seuchen und der Kriege durchstanden. Der spätromanische Feldsteinbau war auch steinerne Urkunde der Ortsgründung, denn als Heinsdorf 1444 erstmals in Dokumenten erwähnt wurde, stand er schon fast 200 Jahre lang auf dem Dorfanger.

Das Jahr 1970 sollte das Ende des Baudenkmals besiegeln. Die schon 1964 wegen Einsturzgefahr gesperrte Kirche wurde bis auf einen Sockel der Umfassungsmauern von zweieinhalb Metern abgerissen, das Kirchenschiff mit Bauschutt und Mutterboden auf-



Ruine der Dorfkirche Heinsdorf (Teltow-Fläming), 1999; Foto: Bernd Janowski

gefüllt, der Turm um acht Meter verkürzt, aber immerhin ebenso wie die beiden Glocken gerettet. Ansonsten sollte Gras darüber wachsen. Die SED pries Heinsdorf als sozialistisches Musterdorf, weil es als erstes Dorf seine Kirche niedergerissen hatte.

Doch ganz so einmütig sozialistisch kann es damals nicht zugegangen sein. Die Mitglieder der Kirchengemeinde – und nicht nur die – versuchten alles, das geschichts-

trächtige Gebäude zu bewahren. Allerdings hatten sie nicht die besten Karten: Einen eigenen Pfarrer gab es in Heinsdorf schon seit 1940 nicht mehr. Mangelhafte Instandhaltung hatte Bauschäden befördert. Das Dach war marode, die nördliche Wand drückte immer mehr nach außen, Bausachverständige bescheinigten Bauauffälligkeit, große Teile der Innenausstattung waren von Schädlingen befallen. Das Gotteshaus wurde aus Sicherheitsgründen gesperrt. Für Instandsetzungen fehlte der Kirchengemeinde das Geld, und ohnehin waren Material und Handwerker für Arbeiten an kirchlichen Gebäuden zu DDR-Zeiten kaum zu bekommen. Schweren Herzens musste der Gemeindekirchenrat nach langen Verhandlungen mit den zuständigen Stellen im Evangelische Konsistorium in Berlin, mit dem Kirchlichen Bauamt, mit dem Rat des Kreises oder dem Institut für Denkmalpflege – der Schriftverkehr füllt Aktenordner – der Schleifung seiner Kirche zustimmen. Aus den Festlegungen im Protokoll zum Kirchenabriss: „Als Brennholz und Schrott sind zu bergen: die Bestuhlung, die Orgel, der Altar, die Kanzel...“ Noch intakte Ausstattungsstücke sollten an andere Gemeinden gegeben werden, doch so gut wie alles ist verschwunden.



Dorfkirche Heinsdorf, vor 1970; Foto: Archiv der Kirchengemeinde



Dorfkirche Heinsdorf mit Teilüberdachung des Kirchenschiffes, 2015; Foto: Bernd Janowski

Indessen wuchs nicht nur Gras über dem Grabhügel der Kirche. Wo einst die Apsis war, wucherte das Unkraut. Überm ehemaligen Altar hatte eine Eiche ihre mächtigen Wurzeln geschlagen. Immerhin wehte der Klang der beiden erhaltenen Glocken noch vom Kirchturm her über das Dorf und gab dem Alltag einen Rhythmus. Aber auch das Geläut verstummte 1995, weil der Glockenstuhl nicht mehr sicher war.

Endgültig Totenstille überm Heinsdorfer Anger? Ein paar deutliche Töne machten im September 2007 hellhörig. Zuerst schlug der damalige Bürgermeister Günter Niendorf bei einer Gemeindeversammlung im Dorfkrug mit der Hand auf den Tisch, um seiner und anderer Meinung Nachdruck zu verleihen: Es muss doch möglich sein, dass hier in Heinsdorf wieder Glocken läuten! Dann stieg Pfarrer Dr. Joachim Boekels mit zwei Begleitern zum maroden Glockenstuhl hinauf, versetzte per Hand die Klöppel in Schwingungen und schlug die beiden Glocken an. Der Glockenstuhl stürzte nicht ein, aber die Heinsdorfer stürzten aus ihren Häusern, trafen sich auf dem Anger, viele mit Tränen in den Augen. Erstmals hörten sie wieder die Glocken, deren Klang sie auf vielen Stationen ihres Lebens begleitet hatte. Das war die Initialzündung. Unmittelbar danach gründeten 23 Heinsdorfer den

Förderverein Sanierung Kirche Heinsdorf, heute 36 Mitglieder stark. Zur gleichen Zeit kam auch die Nachricht, dass die Heinsdorfer Kirche in die Denkmalliste des Landes Brandenburg aufgenommen wurde.

Das Wort „Sanierung“ erscheint schon etwas utopisch bei einer Kirche, die eigentlich gar nicht mehr da ist. Aber die Heinsdorfer Optimisten gingen ganz pragmatisch ans Werk. Zunächst sollte der Turm umfassend saniert und eine tragende Fachwerkkonstruktion im Innern stabilisiert werden – nicht nur wegen des Geläuts, sondern auch, um dort eine Ausstellung über die Dorf-, Kirchen- und Vereinsgeschichte zu etablieren. Zweites Ziel: Ausgraben und Sanieren der Mauerreste des Kirchenschiffs, darüber ein Dach für künftige kirchliche und kulturelle Veranstaltungen ohne Regenschirm.

Das erste Ziel wurde bald erreicht. Seit dem ersten Adventssonntag 2010 sind die Heinsdorfer Glocken wieder regelmäßig bis in die Nachbarorte zu hören. Spannend wurde es beim Ausgraben des Kirchenschiffs. Allmählich kam man auf den Grund, legte den ursprünglichen Steinfußboden frei; die Wege zu den schon in vorigen Jahrhunderten zugemauerten Seiteneingängen wurden sichtbar. Schemenhaft erkennbar war ein mittelalterliches

Weihekreuz. Die Fugen zwischen den Bodenziegeln bargen ganz besondere Kleinodien: alte Münzen, eine sogar aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Gibt es anrührende Beweise für die Verbundenheit der Heinsdorfer mit ihrer Kirche als die bescheidenen Opfergroschen, die statt in den Klingelbeutel versehentlich in die Ritzen auf den Boden fielen?

Dass die Ausgrabungen für die ABM-Kräfte jedoch auch Schwerstarbeit waren, bezeugt auf dem Kirchengelände ein gewaltiger Berg von Feldsteinen des einstigen historischen Mauerwerks, die in Schubkarren herausgeschafft werden mussten. Wo sie rund 40 Jahre lang als Abraum ein zum Vergessen verurteiltes Gotteshaus „verfüllt“ hatten, öffnet sich heute ein einladender Raum. Einladend, obwohl – oder gerade weil – die Gebrauchsspuren aus vielen Jahrhunderten sichtbar sind und auch bleiben sollen. So weitet sich der Blick durch die riesige Falttür aus Glas und Metall im Osten auf jene Reste des alten Feldsteinbaus, die als Ruine erhalten und gesichert werden sollen. Über den Raum wölbt sich ein hölzernes Dach, mit dem alten Mauerwerk verbunden durch ein umlaufendes Fensterlichtband. Es war wohl das schönste Weihnachtsfest, das die Heinsdorfer je feierten, als am Heiligen Abend 2015 die Glocken zum Gottesdienst in die Kirche riefen – zum ersten Mal wieder seit einem halben Jahrhundert.

Bei meinem ersten Besuch im vergangenen Herbst empfing mich das Trio, dem dieses Wunder von Heinsdorf in erster Linie zu verdanken ist – neben all denen im Ort und darüber hinaus, die sich vom großen Eifer anstecken ließen: Pfarrer Dr. Joachim Boekels brennt für diese Kirche, obwohl noch zwölf weitere Gotteshäuser in 16 Dörfern zu seinem Amtsbereich gehören. Dr. Gerhard Schliebener war seit Gründung des Fördervereins jahrelang dessen Vorsitzender und kennt sich in der Geschichte des Ortes und seiner Kirche bestens aus. Günter Uckro, ebenso von Anfang an dabei, übernahm vor einiger Zeit den Vereinsvorsitz und sprüht wie alle voller Ideen, wie es weitergehen soll. Denn es bleibt noch viel zu tun und Unterstützung wird weiterhin gebraucht.

Dass man es auch bisher gut verstanden hat, Förderer zu gewinnen, zeigen Schautafeln über den Fortschritt der bisherigen Bauabschnitte. Sie nennen auch die Sponsoren und Helfer: Stiftungen und Banken, die Stadt Dahme und der Landkreis,



Weihnachtsgottesdienst 2015; Foto: Karen Machel

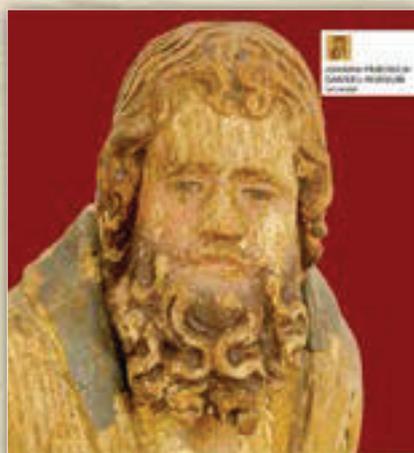
Firmen aus der Umgebung, die Einwohner von Heinsdorf und auch aus Nachbarorten, Einzelspender und nicht zuletzt die Mitglieder der Kirchengemeinde und des Heinsdorfer Vereins mit hohen Eigenleistungen. Auch das Logo des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg findet man auf den Tafeln. Schon für das erste Baugutachten hatte der FAK 1.500 Euro zur Verfügung gestellt, weitere finanzielle Zuwendungen folgten. Vor allem aber – darin ist sich das Trio einig – halfen die fachliche Beratung und die vielen guten Tipps, die der FAK geben konnte.

Längst herrscht wieder Leben auf dem Heinsdorfer Anger. In den Sommermonaten steht die Kirchenpforte für Besucher offen, gern angenommen auch von Touristen und den Skatern, die den direkt an der Kirche vorbeiführenden Flämig-Skaterweg nutzen. Kaum war das Kirchenschiff ausgegraben und zunächst mit einem Notdach aus alten Lichtmasten und Wellblech abgedeckt, da hatten schon die Ersten ihre Feiern zur Goldenen oder Diamantenen Hochzeit angemeldet. Rund um die Noch-Ruine wurden Konzerte gegeben, Adventbasare veranstaltet,

Kinderfeste gefeiert und dabei auch die Spendenkasse aufgefüllt. „In dem nun vor Wind und Wetter geschützten Kirchenraum gibt es jetzt neben den Gottesdiensten noch viel mehr Möglichkeiten“, sagt Günter Uckro und hat schon wieder unzählige Ideen im Kopf. Phantasie kann man den Heinsdorfern nicht absprechen. Als nächstes soll hinter der gläsernen Falttür noch eine Bühne entstehen, eine Plattform für Künstler aller Genres. Die Hintergrundkulisse aus gebrochenen Feldsteinmauern und dem Grün mächtiger Laubbäume ist perfekt.

Im alten Turm aber wird die Erinnerung wachgehalten: Fotos der Kirche, die einst mit Turm und hohem Dach sehr stattlich war; ein gerettetes Vortragekreuz und Reste eines Bleiglasfensters; das verrostete Schloss der alten Kirchentür; verblasste Bilder vom früheren Leben im Dorf. Ganz bunt daneben Kinderzeichnungen an einer Wäscheleine. Als die Idee geboren war, die Kirche wieder auszugraben, hatte man die Jüngsten im Ort nach ihren Vorstellungen dazu gefragt. Sie wurden einbezogen in das wahrlich viel Gottvertrauen voraussetzende Projekt ebenso wie ihre Eltern und Großeltern, die noch das alte Gotteshaus kannten. Nur so kann man wohl in einem Dorf mit nicht einmal 200 Seelen solch ein geradezu abenteuerliches Vorhaben verwirklichen. —

Anzeige



Die mittelalterlichen Kunstwerke des Johann-Friedrich-Danneil-Museums in Salzwedel

1. Auflage 2016, Euro 15,—
ISBN 978-3-945880-06-7

Peter Knüvener, mit Beiträgen von Christa Jeitner und Detlef Witt

Die mittelalterlichen Kunstwerke des Johann-Friedrich-Danneil-Museums in Salzwedel Sammlungskatalog

Die Sammlung des Johann-Friedrich-Danneil-Museums in Salzwedel umfasst über 30 000 inventarisierte Objekte aus der gesamten Altmark. Die mittelalterlichen Ausstellungsobjekte werden in diesem Band, umfassend abgebildet und beschrieben, katalogisiert. Zu den bekanntesten Ausstellungsstücken zählt zweifelsohne die »Salzwedeler Madonna«, eine einzigartige Sitzmadonna aus Eichenholz von 1225/1230, aus der Zeit des Übergangs von der Romanik zur Gotik, aber auch der Salzwedeler Apostelzyklus (um 1400) oder die thronende Madonna aus Stöckheim (um 1370) sind von exquisiter Qualität.



hendrik Bäbler verlag · berlin

Strausberger Platz 12 · D-10243 Berlin
Postfach: 180 186 · D-10205 Berlin
Fon: + 49(0)30.24 085 856 · Fax: + 49(0)30.24 926 53
E-Mail: info@baesslerverlag.de

www.baesslerverlag.de

KONRAD MRUSEK

Das Lob Gottes und die Mitte des Lebens Der Labyrinthpark an der Malchower Dorfkirche

Konrad Mrusek ist Journalist und einer der Regionalbetreuer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V. des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

„**H**ier habe ich mich auch schon ein paar Mal verirrt“, schmunzelt Thomas Dietz. Der Pfarrer meint nicht etwa seine Kirche in Malchow, denn die ist schon längst nicht mehr eine von Unkraut und Sträuchern überwucherte Ruine. Er spricht von seinem Irrgarten, der – neben mehreren Labyrinth – in einem kleinen Park neben der Kirche liegt. In den hölzernen und äußerlich immer gleichen Gängen dieses Gewirrs verliert man tatsächlich leicht jegliche Orientierung und findet daher nicht den Weg in die rettende Mitte. Wer sich jedoch nicht verläuft und zudem unterwegs alle auf dem Holz befestigten Buchstaben entdeckt, der

erhält eine Urkunde vom Malchower Labyrinth-Park. Diese unterschreibt zwar nicht der Pfarrer, sondern Frank Tietschert, der Leiter des kommerziell betriebenen Parks. Doch letztlich ist es der Pfarrer, der über einen Verein diese ungewöhnliche Kombination aus Kirche und Labyrinth anbietet. Er möchte auf diese Weise das Lob Gottes mit der spielerischen Suche nach der Mitte des Lebens kombinieren. Denn seit frühchristlicher Zeit fand man das Labyrinth, etwa als Bodenmosaik, in Gotteshäusern, war es ein Symbol der Ekklesia oder des Himmlischen Jerusalem. Kultur-Kirchen, in denen gesungen oder gelesen wird, die gibt es schon zuhauf in deutschen Landen,

doch eine Kombination aus Dorfkirche und Labyrinth-Park – das dürfte bisher einmalig sein.

Ist dieser Pfarrer, der vor einem halben Jahr das Bundesverdienstkreuz erhielt, womöglich auch ein Event-Manager, weil er mit einer geschäftlichen Idee Menschen in die Kirche locken will? Oder sind der Irrgarten und die Labyrinth, die den Weg zu Gott und zur Mitte des Lebens symbolisieren, bloß eine esoterische Mode wie etwa heilende Steine oder spirituelle Düfte? Thomas Dietz kennt solch provokante Fragen irritierter und meist konservativer Christen, verliert dabei aber nicht seine christliche Gelassenheit. „Für mich ist der Labyrinth-Park eine



Innenraum der Dorfkirche Malchow (Uckermark), 2002; Foto: Bernd Janowski

Form kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit. Ich sehe darin eine spielerische und somit niederschwellige Form der Missionierung, ein Angebot an die Menschen, um über das Leben und über Gott nachzudenken.“ Dietz zitiert dazu gerne den österreichischen Labyrinth-Experten Gernot Candolini. „Wenn unser Leben ein Irrgarten ist“, so schreibt dieser in einem seiner Bücher, „dann ist die Grundstimmung unseres Lebens die Angst vor Irrtum und Verlorensein. Wenn unser Leben jedoch ein Labyrinth ist, dann haben wir eine Mitte und unsere Grundstimmung ist das Vertrauen in eine letzte Geborgenheit.“

polnischer Sprache, denn im Nordosten Brandenburgs sind die deutsche Grenze und damit die Großstadt Stettin nur etwa vierzig Kilometer entfernt.

Die ungewöhnliche Verbindung von Dorfkirche und Labyrinth ist recht leicht zu finden. Wer auf dem Weg von Berlin an die Ostsee nicht die Autobahn benutzt, sondern der früheren Urlauberstrecke auf der Bundesstraße 109 folgt, der findet Malchow etwa in der Mitte zwischen Prenzlau und Pasewalk. Die Feldstein-Kirche aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hat eine derart exponierte Lage, dass man sie an der schnurgeraden und topfebenen Straße schon von weitem

hatte die Amtskirche keine Ruhe vor empörten Passanten: Die bloß notdürftig mit einer Plane gesicherte Ruine erregte weiterhin Anstoß; es kamen immer noch Briefe von durchreisenden Ostsee-Urlaubern, unter anderem vom kinderlosen Lehrer-Ehepaar Ilse und Hans-Dieter Wacker aus Halle. Die stifteten schließlich 25 000 Euro für die Sanierung der Kirche.

Obwohl Pfarrer Dietz in seinem Pfarrsprengel Schönfeld nicht weniger als elf, meist feldsteinerne, Kirchen hat und Malchow „theoretisch“ für Gottesdienste nicht benötigt (die Kirche in Göritz ist nur einen Kilometer entfernt), verzichtete er dennoch nicht auf diesen ehrwürdigen Bau, den deutsche Siedler vor rund 700 Jahren errichteten. Der Gemeindegemeinderat beschloss 2008 die Sanierung, zugleich wurde ein internationaler Musik-Wettbewerb gestartet (Malchower Kirchenpreis) und ein Konzept zur künftigen Nutzung der Kirche entworfen, um europäische Fördermittel (Leader) zu erhalten. Bei diesen Plänen gab es indes ein sehr menschliches Problem: Man brauchte eine Toilette, doch neben der Kirche war schlicht kein Platz. Stattdessen gab es – etwa hundert Meter entfernt – einen ungenutzten Speicher mitsamt Grundstück, der in den Treuhänder-Turbulenzen der Wendezeit von einer Liechtensteiner Bank erworben worden war. Bei einer öffentlichen Auktion in Berlin wurde der Speicher ersteigert – für 9.500 Euro, das Maximalgebot des Gemeindegemeinderates.

Da die Kirche aber bloß ein Sanitärgebäude brauchte, wollte sie den Speicher ursprünglich abreißen. Doch dagegen regte sich Widerstand, weil dieser ehemalige Teil eines Gutshofs das Ortsbild von Malchow ähnlich prägt wie die Kirche. Was also tun mit einem alten Speicher? Der regionale Ausschuss, der die EU-Mittel verteilt, machte es sich einfach mit dem schlichten Satz: „Lasst Euch doch was Gutes einfallen“. Doch die Einfälle wollten so schnell nicht kommen. „Wir waren zuerst ratlos“, sagt Dietz. Bald darauf fuhr der Pfarrer in Urlaub auf die dänische Insel Seeland. Dort besichtigte er unter anderem in Kalvehave den Labyrinth-Park des dänischen Architekten Carsten Nöhr Larsen und hatte von nun an eine Idee, die er mit nach Hause brachte. Im Herbst 2009 reiste daher auch der Gemeindegemeinderat nach Dänemark und war sich einig: Das machen wir auch! Eine Kirche mit einem Labyrinth-Park. Die Gemeinde konnte bei diesem Projekt



Labyrinthpark an der Malchower Dorfkirche; Luftaufnahme: Rick Thorhauer

Jeder Besucher in Malchow, der fünf Euro Eintritt zahlt (Kinder drei Euro), erhält ein gelbes Faltblatt. Es ist einerseits eine sachliche Beschreibung dessen, was einen im Park und in der Kirche erwartet. Zugleich ist das Faltblatt aber auch eine Anleitung, um die historische und spirituelle Bedeutung des Labyrinths zu erklären. Es sei wie ein Spiegel, so heißt es da, wie ein Symbol des schwierigen und verschlungenen Lebensweges. Auch wird die berühmte antike Geschichte vom Labyrinth auf der Insel Kreta (Minotaurus-Sage) zitiert, aus dem der Held Theseus nur mit Hilfe eines Fadens wieder herausgefunden hat. In einem Irrgarten könne man sich verlaufen, so steht es im Faltblatt, doch in einem Labyrinth komme man irgendwann immer in der Mitte an. Flyer und Prospekte gibt es auch in

sieht. Mit dieser „prominenten“ Position hat es auch zu tun, dass der Pfarrer und auch die Landeskirche einst empörte Briefe von Reisenden erhielten, als die Kirche noch eine Ruine war. Und das war sie eine sehr lange Zeit – seit 1958 gab es dort keine Gottesdienste mehr. Als der Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen Berlins-Brandenburg 2003 die Ruine besichtigte, da scheuchte er eine Eule im Orgelgehäuse auf. Selbst die vom Förderkreis angeregte Notsicherung (von einer Sanierung war damals noch nicht die Rede) stieß auf Unverständnis im Kirchenkreis Prenzlau. Dort wollte man dieses Gotteshaus schlicht nicht mehr haben. 2005 wurden dennoch Kirchengeschiff und Dach für etwa 10.000 Euro gesichert, um einen Einsturz zu verhindern. Die Hälfte des Geldes kam vom Förderkreis. Doch auch danach



Innenraum der Dorfkirche Malchow, 2015; Foto: Bernd Janowski

nicht allein auf europäische Fördergelder vertrauen. Sie verfügt auch über Pachteinnahmen aus eigenem Ackerland sowie über Zinserträge ihrer Carl-Büchsel-Stiftung, die unter anderem seit 2009 den Malchower-Musikpreis auslobt.

Im März 2010 begann der erste Bauabschnitt: Die Kirche wurde für eine halbe Million Euro saniert und 2012 feierlich durch Bischof Markus Dröge eingeweiht. Ein Jahr später folgte die Eröffnung des Labyrinth-Parks, der eine Million Euro kostete. Fast drei Viertel der Summe sind Fördergelder. Insgesamt gibt es in der Kirche sowie im Park sieben Labyrinth, einen Irrgarten sowie ein Hüpfspiel für Kinder. In der Mitte der Kirche wurde ein Labyrinth-Stern in den Boden eingefügt, dessen Steine für jeweils 25 Euro von Spendern erworben werden konnten. Dieser Stern ist das Logo für die gesamte Anlage. Neben der Kirche wurde aus Lavendel-Pflanzen unter anderem das Labyrinth der Kathedrale von Chartres nachgebaut. Ferner wurde im Park der sogenannte Wunderkreis gestaltet, ein Labyrinth, das 1609 in Eberswalde konzipiert wurde.

Der alte Guttspeicher ist nun Labyrinth-Kasse sowie Bistro für 40 Besucher. Hinzu kommt eine kleine Bücherei, in der auch Tourismus-Informationen über die Uckermark ausliegen. Für den Betrieb des Labyrinth-Parks, der zwischen Mai und November geöffnet ist, wurde ein Verein gegründet. „Es läuft wie ein selbständiges Unternehmen“, sagt der Pfarrer. Die persönliche Vernetzung im Pfarrsprengel Schönfeld ist allerdings eng: Der Labyrinth-Leiter Tietschert sitzt in einem der vier Gemeinderäte des Pfarrsprengels. Unter ihren 40 Mitgliedern kann er schnell Ehrenamtliche rekrutieren, wenn größere Gruppen den Labyrinth-Park besichtigen oder im Speicher Veranstaltungen stattfinden.

Hat sich denn die Investition gelohnt? „Wir buttern noch zu als Kirchengemeinde“, sagt Dietz. Man zählte in der letzten Saison 4.500 Besucher, also nur etwa die Hälfte dessen, was der Labyrinth-Park in Dänemark hat. Doch dieser liege in einer Urlaubsregion, so der Pfarrer, die nördliche Uckermark dagegen sei eine zwar fruchtbare, aber vom Tourismus nicht so verwöhnte Gegend. „Es braucht noch Zeit, bis der Park be-

kannter wird. Wir müssen noch mehr Werbung in Schulen machen“. Mag die Bilanz in finanzieller Hinsicht noch nicht aufgehen, in spiritueller Hinsicht sieht es besser aus: Es gibt wieder religiöses Leben in der ehemaligen Ruine. Jeden Freitag zum Beispiel eine Andacht in der Kirche, die von Mitgliedern des Gemeindevorstandes gestaltet wird. Hinzu kommen bis zu fünf Gottesdienste und etwa acht Konzerte jährlich in einem Dorf, das nicht einmal hundert Einwohner hat. In der sich dramatisch entleerenden Uckermark sind mehr denn je auch ungewöhnliche Ideen gefragt und tatkräftige Menschen vonnöten, wenn die Region nicht vereinsamen soll. Als Pfarrer Dietz 1989 nach Schönfeld kam, hatte dieses Dorf noch 250 Einwohner; heute sind es 150. Sein Pfarrsprengel mit den elf Dörfern hat noch ungefähr 2.000 Einwohner, davon sind 650 Kirchenmitglieder. Wenn er sonntags vier Gottesdienste feiert, dann tut er das vor 60 bis 80 Gläubigen. Wenn die Prognosen der Demographen zutreffen, dann schrumpft die Zahl der Einwohner in der Uckermark bis zum Jahre 2030 um etwa ein weiteres Fünftel. —

Innehalten am Berliner Ring Die Autobahnkirche in Zeestow



*Dorfkirche Zeestow (Havelland), 2008,
Fotos: Bernhard Schmidt*

Es gibt Städte, die sind für ihre Kirchen berühmt, so wie Köln für seinen Dom oder Ulm für das Münster. Zu diesen Orten gehört jetzt auch Zeestow – ein eher kleines havelländisches Dorf (ca. 600 Einwohner), etwa 50 Kilometer westlich von Berlin, Ortsteil von Brieselang, kirchlich zum Evangelischen Kirchenkreis Falkensee gehörig. Wer heute den Ortsnamen Zeestow hört oder Zeestow googelt, der stößt unwillkürlich auf die Autobahnkirche.

Die Zeestower Dorfkirche war im Jahre 1848 im Stil des preußischen Klassizismus erbaut worden, nachdem 1847 ein verheerender Brand das gesamte Dorf einschließlich der Kirche in Schutt und Asche

Dr. Bernhard Schmidt ist Vorsitzender der Kollegialen Leitung des Kirchenkreises Falkensee und Vorsitzender des Fördervereins Autobahnkirche Zeestow e. V.

gelegt hatte. Damals soll in ganz Preußen für den Wiederaufbau der Kirche gesammelt worden sein. Zeestow war zu dieser Zeit Gutsdorf Bredowschen Patronats und Pfarrsitz, eine keineswegs unbedeutende Gemeinde. Nach dem 2. Weltkrieg, als viele Flüchtlinge einquartiert wurden, und in den 60er Jahren, als der Innenraum der Kirche von Kirchenbaurat Wendland umgestaltet und sogar eine neue Orgel eingebaut wurde, herrschte noch ein lebendiges Gemeindeleben, das zu Ende der DDR-Zeit zum Erliegen kam; es gab keinen Gemeindegemeinderat mehr, die Kirche wurde nicht mehr genutzt und verfiel zusehends. Bald machten Überlegungen die Runde, das Kirchengebäude abzureißen oder etwa in ein Möbellager umzunutzen.

Schließlich kam die rettende Idee: Da Ort und Kirche nur etwa 800 Meter von der Autobahn A 10 (westlicher Berliner Ring, Ausfahrt Brieselang) entfernt liegen, kann, nein muss, diese Kirche eine Autobahnkirche werden. Diese Idee wurde vom Evangelischen Kirchenkreis Falkensee realisiert. Zusammen mit der Theologin Dr. Rajah Scheepers und der Architektin Dipl.-Ing. Sybille Stich setzten wir uns energisch für das Projekt ein, entwickelten Konzepte, knüpften Beziehun-

gen, besorgten Fördermittel, betrieben „Akzeptanzmanagement“. Im Herbst 2010 begannen die Bauarbeiten. Damals wurde auch der Förderverein Autobahnkirche Zeestow e. V. gegründet, der seitdem stellvertretend für die Kirchengemeinde Gottesdienste, Andachten, Konzerte etc. organisiert. So sendete am Sonntag, dem 16. Juni 2013, das ZDF einen Fernsehgottesdienst live von der Baustelle. Das Medieninteresse war riesig. Neben Radio und Fernsehen berichteten auch viele große Tageszeitungen über das Projekt, so etwa Die Welt, die Berliner Morgenpost, der Tagesspiegel oder auch die B.Z. Nach vier Jahren konzentrierter Bautätigkeit und einer Gesamtinvestitionssumme von ca. 1,2 Millionen Euro konnte die Kirche am 22. Juni 2014 von Landesbischof Dr. Markus Dröge als insgesamt 41. Autobahnkirche in Deutschland und als erste Autobahnkirche am Berliner Ring „in Betrieb genommen“ werden.

Bei der Sanierung sind auch ökologische Aspekte berücksichtigt worden. Die Kirche wurde mit einer modernen Holz-Pellets-Heizungsanlage versehen, die seither nicht nur die Kirche über eine Wand- und Fußbodenheizung, sondern auch das benachbarte Rüst- und Freizeitheim des Kirchenkreises Falkensee mit Wärme versorgt.



Fernsehgottesdienst auf der Baustelle, 2013



Eröffnung der Autobahnkirche Zeestow, 2014; Foto: Bernd Janowski

Die Mittel für das ehrgeizige Bauprojekt kamen von der Europäischen Union (ILE-Programm), von der Bundesregierung (Sonderbauprogramme III und IV), vom Land Brandenburg (Staatskirchenvertrag), von der Landeskirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz, vom Kirchenkreis Falkensee, von der Kirchengemeinde Zeestow, vom Landkreis Havelland, von der Stiftung KiBa und vom Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg.

Mit der Eröffnung der Autobahnkirche ist das Projekt aber noch nicht abgeschlossen. Für die Jahre 2016 und 2017 sind – wiederum mit EU-Fördermitteln (LEADER-Programm) – die Sanierung eines Fachwerkschuppens zwecks Umbau zum Sanitärgebäude der Autobahnkirche, die Errichtung eines großen Spielplatzes sowie die gärtnerische Gestaltung des stillgelegten Friedhofs rund um die Kirche als „Wandelgang“ für ruhe- und erholungsbedürftige Autofahrer geplant.

Nach knapp zwei Jahren „Laufzeit“ stellen wir dankbar fest, dass das Konzept aufgegangen ist, und dass unsere Autobahnkirche nicht nur von Kraftfahrern aus ganz Europa angenommen und besucht wird, sondern dass sie auch als geistlicher Ort für die Region eine wichtige Rolle spielt. Autobahnkirchen stehen – als offene Kirchen am Wege – in der Tradition der mittelalterlichen Pilgerkapellen. Sie bieten Menschen die Gelegenheit, ungeplant, spontan und individuell religiöse Vollzüge vorzunehmen und den sakralen Ort für Andacht, Gebet und Stille zu nutzen. Die Fülle der abgebrannten Kerzen im „Raum der Stille“ (nördliche

Apsis) und die zum Teil inbrünstigen Eintragungen ins Gästebuch zeugen eindrücklich davon. Eine andere Frucht des Wiederaufbaus der Kirche ist das unerwartete Wiedererwachen der dörflichen Gemeinschaft. Im Herbst 2014 kamen Zeestower zu uns und sagten: „Da wir jetzt wieder eine Kirche im Dorf haben, wollen wir auch einen Adventsmarkt rund um die Kirche feiern.“ So war der Zeestower Adventsmarkt geboren, an dem sich das ganze Dorf beteiligte und der einen sensationellen Erfolg verzeichnete. Dass dieser Adventsmarkt mit einer Andacht in der Kirche eröffnet wurde, verstand sich dabei von selbst. Am 1. Advent 2015 wurde schon der 2. Zeestower Adventsmarkt veranstaltet und zwar auch unter Einbeziehung der Flüchtlinge aus Syrien, Pakistan und Tschetschenien, die vorübergehend in unserem Rüstzeitheim untergebracht sind. Apropos Andacht: Auch die Christengemeinde regt sich wieder. Seit der Eröffnung der Autobahnkirche werden monatlich so genannte „Apostelandachten“ angeboten, die mit 20 bis 50 Teilnehmern gut besucht sind, außerdem Gottesdienste zu Weihnachten, zu Ostern oder anlässlich der Heiligen Taufe. Und für 2016

hat sich auch bereits ein Brautpaar zur Trauung angemeldet.

Seit der Einweihung im Juni 2014 ist die Autobahnkirche Zeestow dank unseres Kirchwarts Hartmut Müller, der die Kirche täglich um 8 Uhr auf- und um 18.00 Uhr wieder zuschließt, regelmäßig geöffnet und zieht unzählige Besucher an, nicht zuletzt wegen der monumentalen Gemälde „Die Berufenen“ des namhaften Berliner Künstlers Professor Volker Stelzmann (*1940) aus dem Jahre 1988, die links und rechts der Apsis hängen, und die die zwölf Apostel Jesu in zeitgenössischer Gewandung darstellen. Über QR-Codes können die Besucher mehr über den Künstler, die Bilder und ihre Inhalte erfahren. Besonders erfreulich ist, dass sowohl künstlerisch als auch religiös Interessierte nach Zeestow kommen, um sich mit den Stelzmann-Aposteln auseinanderzusetzen. Nicht selten werden wir – zwecks Vorbereitung auf einen Besuch – vorab um die Zusendung der zwölf Apostelkarten gebeten.

So ist es in Zeestow – auch dank der Vermittlung des Kunstbeauftragten unserer Landeskirche, Pfarrer Christhard Neubert – gelungen, ein historisches Kirchengebäude aus dem 19. Jahrhundert mit einem bedeutenden zeitgenössischen Kunstwerk auszustatten, das Christen und Nichtchristen über Glaubens- Lebens- und Sinnfragen ins Gespräch zieht.

Insgesamt stellt der Wiederaufbau der Zeestower Kirche ein eindrückliches Beispiel dafür dar, dass sakrale Orte dringender denn je gebraucht werden; und unsere Erfahrung zeigt, dass offene und einladende Kirchengebäude Gemeinschaft nicht nur ermöglichen, sondern sogar neu begründen können. —



Bikergruppe vor den Gemälden von Volker Stelzmann

CARSTEN LANGE

Integration unterm Kirchendach – Ein Gespräch mit Pfarrerin Beatrix Spreng



Stadtkirche Joachimsthal (Barnim);
Foto: Bernd Janowski

Seit 21 Jahren betreut Beatrix Spreng den Pfarrsprengel Joachimsthal, der auch die Orte Althüttendorf und Golzow umfasst. Bei einer Einwohnerzahl von 3000 hat der Ort etwa 900 Kirchenmitglieder.

Ein gewichtiges Erbe hat der preußische Baumeister Karl Friedrich Schinkel der Gemeinde überlassen. Der im Jahre 1818 bei einem Stadtbrand beschädigte Vorgängerbau wurde nach den Plänen Schinkels als klassizistischer Putzbau wiederhergestellt. Heute besteht an allen Ecken und Enden des Gotteshauses Sanierungsbedarf. Glücklicherweise hat sich vor zwei Jahren ein Verein gegründet, der die Gemeinde bei dieser Aufgabe unterstützt. Der Förderverein Schinkelkirche Joachimsthal e. V. wurde im Jahre 2013 mit einem Startkapital des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg ausgezeichnet. Unsere Stiftung Brandenburgische Dorfkirchen unterstützte mit einem Zuschuss die Erstellung eines Farbgutachtens für den Außenputz. Mittlerweile haben die Bauarbeiten nach grundsätzlicher Klärung der Finanzierung aus Mitteln der Landeskirche, des Landkreises, der Stiftung KiBa, im nächsten Jahr auch durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz sichtbar begonnen. Die Kirche ist ein-

Kinder- und Jugendgruppe vor der Joachimsthaler Kreuzkirche;
Foto: Kirchengemeinde Joachimsthal

Carsten Lange ist Sozialarbeiter und Mitglied im Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

gerüstet und wird in den kommenden vier Jahren instand gesetzt. Auch im Innenraum besteht erheblicher Sanierungsbedarf; unübersehbar sind die Bausünden der sechziger Jahre, als durch den Einbau einer Empore sowie von Trennwänden Schinkels Konzept wesentlich verändert wurde. Hier gibt es noch keine Finanzierung und vor 2017 ist nicht an einen Beginn der Renovierung zu denken. Manchmal, so Frau Spreng, würde sie fast an den Aufgaben der Sanierung verzweifeln. Ihr Gottesglaube gebe ihr aber stets Kraft für weiteres Engagement.

Die Gemeinde kann auf eine Vielzahl von Aktivitäten blicken. Im Laufe der Jahre wurde ein Waldkindergarten aus der Taufe gehoben. Das Jugendprojekt BAFF (Bands auf festen Füßen) machte in den letzten Jahren auch überregional auf sich aufmerksam. So spielte im Jahre 2013 eine daraus hervorgegangene Formation zur Preisverleihung „Startsocial“ im Bundeskanzleramt. Im Herbst 2015 wurde das Projekt durch den Fernsehsender RTL mit dem „RTL Com.mit Award“ ausgezeichnet. BAFF setzt sich mit seiner Arbeit für Toleranz ein und macht unter anderem Musik gemeinsam mit Flüchtlingen, um diese bei der Integration zu unterstützen. Zur Promi-Jury gehörte die Sängerin Nena, die auch zu Besuch in Joachimsthal war. Durch diese Form der Jugendarbeit konnten auch

zunächst kirchenferne Jugendliche an die Gemeinde gebunden werden; einige ließen sich sogar taufen.

Die Arbeit mit Flüchtlingen beschäftigt die Gemeinde seit längerer Zeit. In Althüttendorf existiert bereits seit über fünfzehn Jahren ein Heim für Asylbewerber. Drei weitere Einrichtungen sind hinzugekommen, so dass nahezu 200 Migranten in und um Joachimsthal wohnen. Immer wieder erscheinen christliche Flüchtlinge im Gottesdienst, der regelmäßig auch in englischer Sprache angeboten wird. Die Gottesdienstordnung wurde übersetzt, mehrsprachige Bibeln liegen bereit. In der Kirche gibt es eine Kleiderkammer und in regelmäßigen Abständen wird auch ein Flüchtlingscafé veranstaltet; beides wird mitunter auch von Muslimen aufgesucht. Die Beschäftigung mit dem Koran sei dabei zu einer notwendigen Selbstverständlichkeit geworden.

An weiteren Ideen zur Nutzung der Kirche mangelt es Beatrix Spreng nicht; so hat sie bereits die Konzeption für eine Ausstellung unter dem Namen „Schinkels Preußen“ entworfen. Man dürfe nicht der in Joachimsthal sehr aktiven rechtsextremen Szene die Deutungshoheit über Preußen überlassen, sondern müsse sich aktiv mit der Geschichte beschäftigen und das reiche kulturelle Erbe auch der Jugend vermitteln. —



Der jüngste Taufengel Brandenburgs

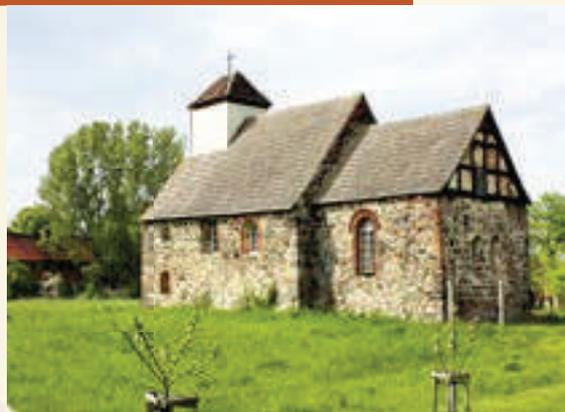
Dr. Hans Krag ist Mitglied im Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Andreas Lust lebt in Lichterfelde (Landkreis Teltow-Fläming), einem Dorf mit 72 Einwohnern. Er ist weder getauft noch konfirmiert und somit kein Mitglied der Kirchengemeinde. Seine Frau dagegen schon. Beide schauen von ihrem Wohnzimmer direkt auf das kleine Kirchlein gegenüber, dem man das Alter (Anfang 13. Jahrhundert) und den jahrelangen Widerstand gegen die Verfallsgewalten ansieht. Risse in den Wänden, durch die man hindurchblicken kann, eingesunkene Fundamente, Nässe, Asbestplatten, die das Fachwerkstückchen vor dem Auseinanderfallen bewahren usw. Das konnte nicht mehr lange gutgehen, und so bildete sich im Jahre 2009 im Dorf ein Förderverein, dem auch die Lusts beitraten. Obwohl die meisten Dorfbewohner nicht „in der Kirche“ sind, stehen sie doch zu ihrer Kirche – jede Familie hat mindestens ein Mitglied im Förderverein. Und hier lernte Herr Lust Engagement kennen: anpacken, aufräumen, reparieren, organisieren und Geldsammeln in enger Gemeinschaft mit anderen. Mittendrin Pfarrer Dr. Joachim Boekels, der viel bewegt, immer ansprechbar und dem Verein Ansporn ist. Er möge verzeihen, wenn an dieser Stelle einmal hervorgehoben wird, wie warmherzig man im Dorf über ihn spricht. Eine Jugendbauhütte wurde eingeladen, bei den Bauarbeiten mitzuhelfen – so arbeiten im Sommer junge Menschen zwischen 18 und 20 Jahren aus mehreren europäischen Ländern an dem Projekt. Sie wohnen privat im Dorf und erleben mit ihren Gastgebern die Dorfgemeinschaft.

Im Jahre 2010 erhielt der junge Verein den Förderpreis „Startkapital“ des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg. Die Verleihungszeremonie fand in Löhme (Landkreis Barnim) statt, in einer Dorfkirche, die einen beeindruckenden Taufengel besitzt. Herr Lust, der nun die kirchliche Ge-

Neuer Taufengel in der Dorfkirche Lichterfelde

meinschaft schätzen gelernt hatte, war sich mit seiner Frau einig: ihre bisher ungetauften Söhne sollten getauft werden, um in diese Gemeinschaft aufgenommen zu werden, bis sie dann später selbst entscheiden könnten, ob sie dabei bleiben wollten. Eine Doppeltaufe – jedoch mit einem Taufengel, wie dem in Löhme! Aber in Lichterfelde gab es keinen, und die heimatliche Kirche sollte doch der Taufort sein. An seinem Arbeitsplatz ist ein Russlanddeutscher Maschinenbauingenieur tätig, erinnerte sich Herr Lust, der auch Holzschnitzer und Bildhauer ist. Igor Titov war sofort bereit, die anspruchsvolle Aufgabe zu übernehmen und für die Kirche in Lichterfelde einen Taufengel zu schaffen. Pfarrer Dr. Boekels legte Bilder der Gesichter von drei Branden-



Dorfkirche Lichterfelde (Teltow-Fläming); Fotos: Hans Krag

burgischen Taufengeln vor, die der Künstler zu einem Gesicht verschmolz. Am 19. Oktober 2013 war es dann so weit: Der Taufengel, bei dessen Schlussgestaltung auch Herr Lust mitgeholfen hatte, konnte aufgehängt werden. Zwar waren die Hände noch nicht ganz ausgebildet, aber die Taufschale konnte er schon halten, und am 20. Oktober 2013 wurden Benjamin (9) und Jeremi (5) getauft. Sie sind bisher die einzigen Täuflinge, denn in dem kleinen Dorf wurden seit 2013 keine Kinder geboren...

Das Dorfleben geht nun weiter; man sammelt wieder, um die Dorfkirche weiter in kleinen Schritten zu sanieren – so, wie es die finanziellen Verhältnisse zulassen. Und ganz im Hintergrund steht der Wunsch, dass Igor Titov vielleicht auch einmal eine Kreuzigungsgruppe für die Kirche schaffen möge.

Wer durch Lichterfelde fährt, wird nicht sofort bemerken, dass es hier eine lebendige Dorfgemeinschaft gibt, Bürger, die sich Ziele setzen und bei deren Verwirklichung zusammenhalten, einen Pfarrer, der sich trotz seiner vielen Gemeinden durch Einsatz und Beispiel einbringen und Einfluss ausüben kann und einen Migranten, der mit seiner Kunst das Dorfleben bereichert. Fast eine heile Welt... —

THEDA VON WEDEL-SCHUNK

Garrey strahlt aus Ein Beispiel macht Schule

Theda von Wedel-Schunk
ist Journalistin und
Regionalbetreuerin des
Förderkreises Alte Kirchen
Berlin-Brandenburg e. V.



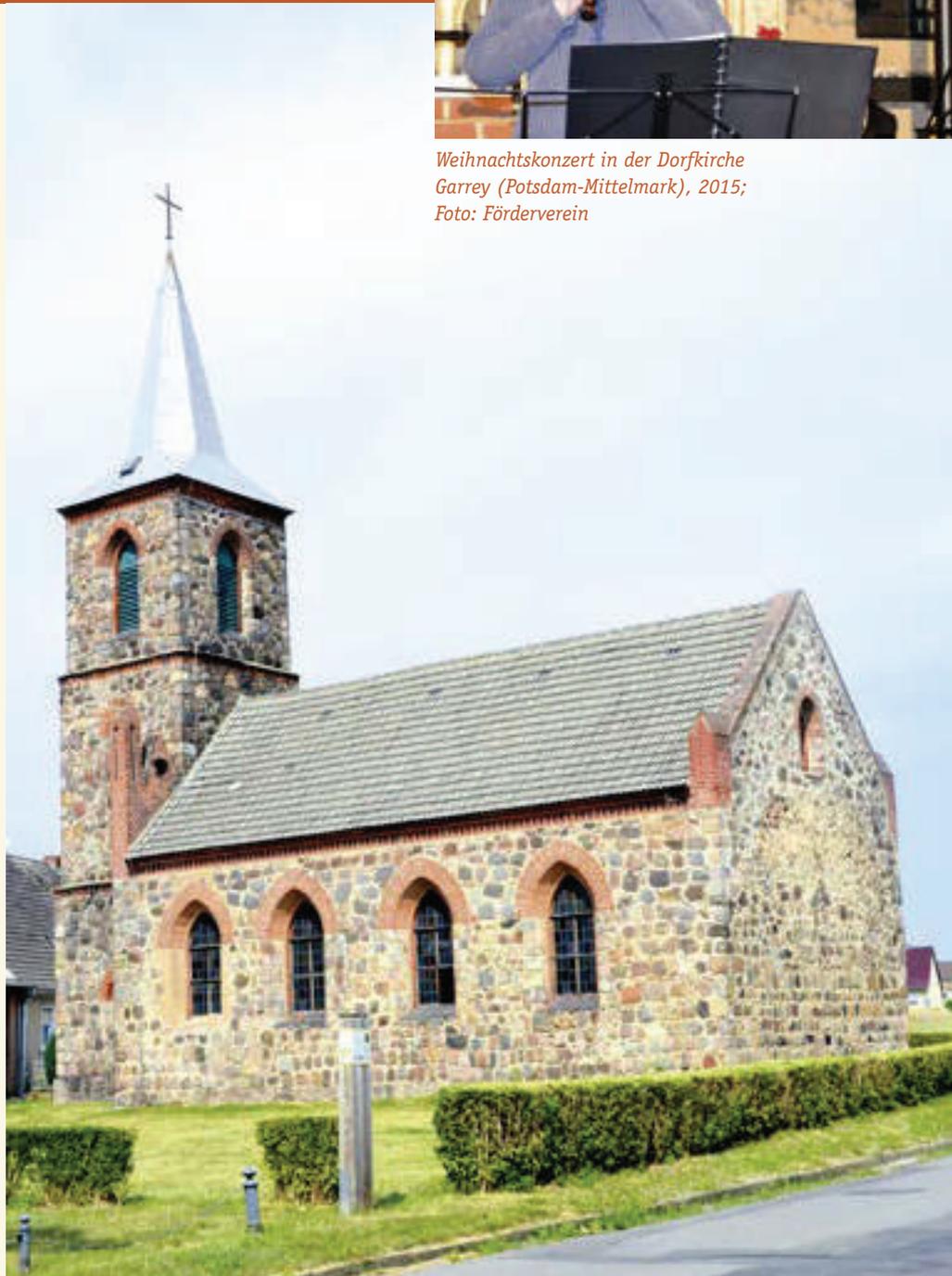
Weihnachtskonzert in der Dorfkirche
Garrey (Potsdam-Mittelmark), 2015;
Foto: Förderverein

Der Niedergang des ländlichen Raums ist kein unabwendbares Schicksal. Es kommt in jedem Dorf darauf an, ob die Bewohner die Dinge laufen lassen oder sich zusammenschließen und ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen.“ Diese Erfahrung haben wir in der letzten Ausgabe von „Offene Kirchen“ am Beispiel von Garrey belegt. Hier die Fortsetzung:

Für einige Dorfkirchen im Südwesten des Landkreises Potsdam-Mittelmark, für Garrey, Lühnsdorf, die St. Bricciuskirche in Bad Belzig und womöglich auch die kleine Kirche in Buchholz ist das Jahr 2016 ein aufregendes Jahr. In fairem und helfendem Miteinander bemühen sich alle vier Orte um die Instandsetzung, den Erhalt und die zukunftsweisende Nutzung ihrer baufälligen Dorfkirchen. Die einen fangen gerade an, die anderen wollen endlich abschließen. Dieses Jahr ist dabei für alle vier entscheidend.

Garrey hat den Anfang gemacht. Zwei große Bauabschnitte sind bereits abgeschlossen. Vom Dach der Garreyer Dorfkirche fallen keine kaputten Ziegel mehr herab; Dach und Deckentragwerk sind erneuert, der Turm fest gegründet, die Fassaden denkmalgerecht instandgesetzt, die Fenster repariert und zum Teil durch neue Bleiglasfenster ersetzt; und die Ziegel des Bodens der Kirche so gestaltet, dass keine Feuchtigkeit mehr aus der darunter liegenden Lehmschicht nach oben dringen kann. Alles in allem: Die Hülle ist fertig. Und das wurde ganz groß gefeiert.

Jetzt geht es um die dritte und letzte Etappe, die Ausstattung der Kirche. Der Innenraum soll bis zum Reformationsjubiläum im Jahr 2017 soweit saniert werden, dass hier auch Veranstaltungen im Zusammenhang



Dorfkirche Buchholz (Potsdam-Mittelmark)

mit den umfangreichen Jubiläumsfeierlichkeiten der Lutherstadt Wittenberg stattfinden können. Dabei besinnt sich der Ort nicht zuletzt auf seine ehemals sächsische Vergangenheit. Martin Luther, Justus Jonas und andere Mitstreiter waren insbesondere im Rahmen ihrer Visitationen auch in

der Garreyer Gegend unterwegs, um Schulen und Kirchen in den Orten zu überprüfen. Und das zur kirchlichen Gemeinde Garrey gehörende Nachbardorf Boßdorf ist heute Teil der Lutherstadt Wittenberg.

Die Finanzierung des dritten Bauabschnittes ist allein durch die

Kirchengemeinde nicht zu realisieren, aber Hilfe ist in Aussicht. Angesichts der Bedeutung des Reformationsjubiläums auch für die Region und den Ort wollen sich die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, die Hermann Reemtsma Stiftung, der Landkreis Potsdam-Mittelmark, Firmen und Freunde der Kirche beteiligen. Und aus zahlreichen Projekten ist Garrey von der Lokalen Aktionsgruppe (LAG) Fläming-Havel e. V. ausgewählt und für die Förderung durch EU-LEADER-Mittel vorgeschlagen worden.

„Das schönste Weihnachtsgeschenk“ war für den Lühnsdorfer Ortschronisten Fritz Moritz die Entscheidung der LAG, auch die Dorfkirche **Lühnsdorf** für die Förderung durch EU-LEADER-Mittel vorzuschlagen. Der rührige Förderverein, gerade erst 2014 gegründet und ein Jahr später mit dem Startkapital-Preis des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg ausgezeichnet, will endlich den vom Einsturz bedrohten Kirchturm dauerhaft sanieren und sich nicht mehr mit Notsicherungen zufriedengeben. Das ganze Dorf packt an, Gläubige und Kirchenferne, Alt und Jung, Eingesessene und Zugezogene. Die knapp hundert Bewohner sind auf das ehrgeizige Ziel eingeschworen: 100.000 Euro werden gebraucht. Die Stiftung KiBa hat Hilfe



Dorfkirche Lühnsdorf (Potsdam-Mittelmark), Mauerriss im Apsisbogen; Fotos: Bernd Janowski

zugesagt, das Eigenkapital der Gemeinde“ steht“; 2016 soll es werden!

Der Förderverein Bonte-Friedheim-Lochow e. V. hat Erfahrung mit dem Restaurieren alter Dorfkirchen. In Lübnitz, einem kleinen Dorf nahe Bad Belzig wurde in Jahren intensiver Arbeit die kleine Kirche hergerichtet, heute ein echter Anziehungspunkt für Einheimische und Touristen. Jetzt wagt sich das Team an eine neue

Aufgabe: die Renovierung und Wiederbelebung der zum Ensemble Burg Eisenhardt gehörigen Bricciuskirche oberhalb der Stadt **Bad Belzig**. Dafür braucht es einen wirklich langen Atem. Dachboden und Erdgeschoss der Kirche waren stark mit einem äußerst giftigen Holzschutzmittel kontaminiert und mussten zunächst dekontaminiert werden. Der Verein hat den um die kleine Kirche angelegten Friedhof gesäubert und hergerichtet. Sandberg, der Stadtteil, zu dem die Bricciuskirche gehört, hat diesen seinen Ort wiederentdeckt und unterstützt die Gruppe. Regelmäßige Andachten, Konzerte, Lesungen, immer mehr Hochzeiten, monatliche Jugendtreffen, positive Rückmeldung von der Bürgermeisterei und vieles mehr. Für 2016 wird ganz große Hoffnung auf die Hilfe durch EU-Fördermittel gesetzt. Wir drücken die Daumen!

Die Feldsteinkirche in **Buchholz** bei Niemeck muss wieder hergerichtet werden. Die Standfestigkeit des Giebels an der Ostseite der Kirche ist gefährdet, der allgemeine Gesamtzustand der Kirche relativ schlecht. Im Bereich der Dacheindeckung und der Dach- und Deckenbalkenkonstruktion besteht akuter Sanierungsbedarf. Pfarrer Matthias Stephan und mit ihm Gemeindeglieder und die anderen Mitglieder der Gemeinde und das ganze Dorf hoffen für 2016 intensiv auf Mittel aus dem Staatskirchenvertrag. Gut 170.000 Euro sind erforderlich. Der FAK unterstützt das Vorhaben.

Vier Orte, jeder anders, aber alle in Bewegung. Und ganz sicher werden es noch mehr! —

Anzeige

Pilgerkirche Bad Wilsnack – Perspektiven für einen Wallfahrtsort von europäischem Rang

Regine Hartkopf ist Architektin und seit 2011 Dombaumeisterin der Vereinigten Domstifter Merseburg, Naumburg und Zeitz. Sie betreut das Bauvorhaben an der Wilsnacker Kirche seit 2015.

Hartmut Kühne ist Theologe und Kirchenhistoriker. Er beschäftigt sich u. a. mit Forschungen zu Frömmigkeit und Wallfahrt im Spätmittelalter und berät die Wilsnacker Kirchengemeinde bei der Projektentwicklung.

Die Wilsnacker Wallfahrtskirche, im Spätmittelalter das bedeutendste Pilgerziel im nördlichen Deutschland und darüber hinaus in ganz Nordeuropa, wurde im letzten Jahrzehnt als kulturhistorisches Denkmal und als religiöses Phänomen wiederentdeckt. Nach dem Ende der Wallfahrt mit der Reformation und gut vier Jahrhunderten der Verdammung oder der Gleichgültigkeit wecken das in seiner Art einzigartige Bauwerk und die Reste seiner Ausstattung nun das Interesse von Touristen und motivieren Menschen sogar dazu, sich insbesondere von Berlin aus auf den Fußweg nach Wilsnack zu machen. Dies verbindet sich mit einem allgemeinen kulturellen Trend: der Wiederentdeckung des „Pilgers“ als spiritueller Erfahrungssuche. Dieses „Beten mit den Füßen“ ist zu einer Form der Frömmigkeit geworden, die jenseits von Konfessionen oder Kirchen lange verschüttete Tiefendimensionen menschlicher Existenz zu entdecken ermöglicht.

Die zunehmende Zahl von Besuchern der Wilsnacker Kirche, darunter inzwischen mehr als 1000 Pilger im Jahr, stellen die Kirchengemeinde mit ihren ehrenamtlichen Helfern und auch den Förderverein vor neue Herausforderungen.



Ehemalige Wallfahrtskirche St. Nikolaus in Bad Wilsnack (Prignitz); Foto: Regine Hartkopf

Hinzu kommt, dass umfangreiche Sanierungsmaßnahmen an der Kirche bevorstehen. Daher werden seit 2014 unter Leitung von Dombaumeisterin Regine Hartkopf sowie weiterer Akteure wie dem Kirchlichen Bauamt, dem Landesamt für Denkmalpflege, der Unteren Denkmalschutzbehörde sowie Vertretern der Stadt und der Kirchengemeinde Nutzungskonzepte für die Kirche erarbeitet, die weit über eine bauliche Sanierung und restauratorische Instandsetzung hinausreichen. Die zentralen Fragen sind, in welcher Weise man künftig auf die Herausforderungen eingeht, die sich im neuerwachten Interesse an der

Wilsnacker Kirche zeigen und welche Chancen sich damit für Kirche, Stadt und Region eröffnen.

Vor diesem Hintergrund wurde ein Gesamtkonzept entwickelt, das über die Sanierungsmaßnahmen hinaus notwendige und wünschenswerte Entwicklungspotentiale im Umfeld der Kirche formuliert. Ziel ist die Schaffung eines Zentrums, das weit über den Ort Wilsnack hinaus Wirkung zeigt. Voraussetzung und erster Schritt dafür ist die Sanierung des Kirchengebäudes. Dabei sind neben statisch-konstruktiven Sicherungsmaßnahmen im Tragwerk des Daches sowie der Instandsetzung der äußeren und inneren Raumhülle Arbei-



*Lageplan zum
Entwicklungskonzept
der Kirche;
Regine Hartkopf*

ten an der reichen Ausstattung der Kirche dringend geboten. Über die reine Instandsetzung hinaus sollen die Ausstattungsstücke nach Möglichkeit wieder in ihrem liturgischen oder sakralen Zusammenhang präsentiert werden, um ihre Ausstrahlung und Wirkung entfalten zu können. So sollen Skulpturen aus den bodennahen Nischen des Chors an raumprägende Stellen versetzt werden. Die Wunderblutkapelle und die Sakristei müssen als Andachtsorte aufgewertet und das Toten- und Patronatsgedenken muss in würdiger Form ermöglicht werden. Alle rein musealen Ausstellungsstücke sollten künftig nicht mehr im Kirchraum sondern an anderer Stelle untergebracht werden. Auch wird eine geistlich-funktionale Gliederung des Kirchenraums vorge-

schlagen: Der Chorraum als liturgischer Hauptraum der Gemeinde für "normale" Sonntage, Querhäuser und Vierung als ‚Pilgerachse‘ mit Angeboten an Pilger und Besucher, das Langschiff für ‚große‘ Gottesdienste.

Hier bietet sich an, die Fläche der sogenannten Schlossplatte, an der ursprünglich das ehemalige Prälatenhaus und später das 1976 abgebrannte Barockschloss der Patronatsfamilie von Saldern stand, neu zu bebauen. Damit ließe sich eine städtebauliche Wunde im Park nördlich der Kirche heilen. In diesem Gebäude, das über den Schwibbogen an die Kirche anzubinden ist, könnte neben Ausstellungsflächen zur Geschichte von Kirche und Wallfahrt auch ein Tagungsraum entstehen, der vielfältige Nutzungen in Verbindung mit der Stadt, der Kurklinik und anderen Beteiligten ermöglicht.

Auf der Nordseite der Kirche befindet sich das sogenannte Inspektorenhaus, welches derzeit noch den städtischen Hort beherbergt. Dieser soll wegen der schrumpfenden Kinderzahl in die nahegelegene Grundschule umziehen. Dadurch ergibt sich eine Option zur Umnutzung des Gebäudes – etwa für die Unterbringung eines regional-kirchlichen Verwaltungsbüros oder als Herberge.

*Pilgerfest in Bad Wilsnack;
Foto: Jochen Purps*

Im südlichen Teil des Gemeindehauses auf der Westseite der Kirche könnte ein Anlaufpunkt für Pilger entstehen: etwa ein Café, eine Pilgerherberge oder Räume für Gespräche. Aus heutiger Sicht erscheint es sinnvoll, dieses Projekt je nach Bedarf „wachsen“ zu lassen. Darüber hinaus sind Verbesserungen bei der Beschilderung in Wilsnack selbst wie auch bei der Gemarkung des Kirchengeländes und der touristischen Einbindung in die Region und der Vernetzung mit weiteren Pilgerwegen geplant.

Die Entwicklung der Wunderblutkirche St. Nikolai mit ihrem Umfeld ist ein ambitioniertes Gesamtprojekt. Im Zentrum steht die Sanierung der Kirche, wobei neben der Sicherung des Bestands auch immer wieder Schritte zur verbesserten Nutzung und Aufwertung des Kirchenraums notwendig sind. Dieses zieht Arbeiten im Umfeld der Kirche nach sich. Viele Schritte können einzeln und nacheinander gegangen werden, müssen jedoch als Teil des großen Ganzen verstanden werden.

Das Projekt könnte weit über die Gemeinde Bad Wilsnack hinaus in die Prignitz und das Land Brandenburg hinein Strahlkraft und Anziehung entwickeln. Es böte die Möglichkeit, innerhalb schwacher ländlicher Strukturen ein lebendiges Zeichen von kirchlichem Leben und somit von Hoffnung zu vermitteln. —





*Pfarrkirche
St. Johannis in Werben;
Foto: Werner Eifrig*

IRMGARD UND FRANK GELLRICH

Ein Blick über die Elbe Rund um St. Johannis in Werben

Wer sich mit dem Fahrrad der kleinsten Hansestadt Werben (Landkreis Stendal) nähert oder auf der Elbe von Tangermünde kommend die große Elbbiegung in Richtung Hamburg erreicht hat, wird von dem ungewöhnlich hohen Dach der Werbener Johanniskirche begrüßt, das die kleinen Bürgerhäuser zu beschützen scheint.

So muss es schon im 15. Jahrhundert den unzähligen Pilgern vorgekommen sein, die auf dem Weg zum Heiligen Blut nach Wilsnack in Werben Halt machten und dann vor einer riesigen Baustelle standen.

Bereits seit 1160 befand sich an dem strategisch wichtigen Elbübergang in Werben eine Johanniterkomturei, die auf eine Schenkung Albrechts des Bären zurückging. Er stiftete sie nach seiner Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem und bestimmte die Werbener Einkünfte für das Pilgerhospital des Ordens neben der Grabeskirche in Jerusalem. Im Laufe der Jahre entwickelte sich Werben zu einem bedeutenden Verwaltungszentrum des Ordens und wurde ein gefragtes Pilgerziel. In der Stadt muss es zahlreiche Herbergen gegeben haben und drei Hospitäler zur Unterbringung und Versorgung armer

und kranker Pilger, davon kündet als einzige noch die Kapelle des Heiliggeisthospitals.

Die gotische Johanniskirche, wie wir sie heute sehen, wurde in einem Zeitraum von 250 Jahren auf dem romanischen Vorgängerbau aus dem 12. Jahrhundert errichtet. Der gewaltige backsteinerne Hallenbau ist mit reichen Maßwerkfenstern, glasierten Ziegeln und sorgfältig abgetreppten Portalen geschmückt. In einer letzten Bauphase erhielt er einen mit drei Apsiden geschlossenen Chor. Eine außergewöhnlich reiche vorreformatorische Ausstattung, angefangen von den riesigen Glasfenstern, dem beeindruckenden, aus zwei Retabeln zusammengesetzten Hochaltar, dem monumentalen Standleuchter, zahlreichen Grabdenkmälern bis hin zu dem reizvollen Schnitzretabel der Heiligen Sippe dokumentiert den Rang der kleinen Stadt an der Elbe. Das hohe Pilgeraufkommen führte zum Verkauf eines Werbener Pilgerzeichens. Das aufwändig gestaltete bleierne Zeichen, das an Kleidung oder Hut befestigt wurde, zeigt Johannes d. Täufer in seinem haarigen Gewand mit dem Lamm Gottes und spricht ebenfalls für die Bedeutung Werbens als Pilgerstätte.

1426 verlegte der Johanniterorden sein Verwaltungszentrum weiter östlich, nach Sonnenburg (Slonsk) im heutigen Polen. Das Komtureigelände wurde nach der Reformation zu einer preußischen Domäne umgewandelt. Das Städtchen versank in einen provinziellen Dornröschenschlaf, abgesehen von Kämpfen während des 30jährigen Krieges im 17. und der napoleonischen Kriege im 19. Jahrhundert, die der Bevölkerung wie überall stark zusetzten.

Bis nach der Völkerschlacht bei Leipzig der Einfluss der Franzosen zurückging, endlich Ruhe einkehrte und alle Besatzer, die die Stadt ausplündert hatten, abgezogen waren, dauerte es noch einige Zeit bis 1816, als auf dem Marktplatz unter dem Geläut aller Glocken eine Friedenseiche gepflanzt wurde, wie der Chronist Ernst Heinrich Wollesen beschreibt.

Wenn auch die später Biedermeierzeit genannte Periode zwischen 1815 und 1848 politisch keine einfache Zeit war, herrschte jedoch endlich Frieden, es konnte wieder aufgebaut werden und sich bürgerliches Leben entfalten. Einen Rückschlag erfuhr die Entwicklung der Stadt 1829, als ein Feuer sieben Häuser in der Kirchstraße zerstörte.



„Biedermeiersonntag“ in Werben; Foto: Frank Gellrich

Seit dem Mittelalter, als es überregionale Bedeutung hatte, ist Werben nicht gewachsen. Überblickt man heute vom Elbtor, dem gut erhaltenen Sitz des Stadtmuseums, die kleine Stadt, fühlt man sich in frühere Zeiten zurückversetzt. Außerhalb der ehemaligen Stadtmauer finden sich nur wenige neue Häuser. Da die strukturschwache Region kaum Arbeitsplätze bietet, sind junge Leute weggezogen und viele Häuser innerhalb der denkmalgeschützten Stadt stehen leer und verwaist.

Jedoch, seit geraumer Zeit regt und bewegt sich so einiges in Werben. Menschen engagieren sich mit bewundernswerter Energie für ihre Stadt. Auf Initiative von Curt Pomp, seines Zeichens Restaurator und Bildhauer aus Lüneburg, wurde der Arbeitskreis Werbener Altstadt gegründet. Er nahm sich eines der leerstehenden Häuser an und restaurierte es im Stil des Biedermeier. Darüber hinaus setzt er sich mit Nachdruck dafür ein, die geschlossene Bebauung zu erhalten und den charmanten Charakter des Städtchens zu bewahren. Der Arbeitskreis trägt diesen Gedanken auch nach außen, veranstaltet Märkte, die sich ganz der Zeit vor 200 Jahren verpflichtet füh-

len. Da bläst der Postillion sein Horn auf der vierspännigen Postkutsche bei der Abfahrt, auf den Straßen stehen Soldatengröppchen mit Tornister und Bajonett, die Damen tragen Schutenhäuben und Reifröcke, die Herren Bratenrock und Zylinder, selbst die Kinder spielen Fangen im Kostüm. Nahezu jedes Haus ist mit Kerzen illuminiert, viele Höfe sind geöffnet und – vielleicht am auffälligsten – es fehlt der sonst durch die Elektrik so selbstverständliche Lärm.

Inzwischen sind der Sommermarkt am 1. Juliwochenende und der Biedermeier – Christmarkt am 3. Adventswochenende sowie der Biedermeiersonntag am Tag des offenen Denkmals im September nicht mehr wegzudenken. Sie haben sich zu erfolgreichen kulturellen Ereignissen entwickelt und präsentieren den denkmalgeschützten Stadtkern mit vollem Einsatz auf ausgesprochen attraktive Art.

Auf dem Gelände der ehemaligen Komturei erinnert an die Johanniter aus der frühen Zeit des Ordens noch ein mittelalterliches Gebäude. Lange wurde das „Romanische Haus“ in der Literatur als Lambertikapelle angesprochen, neueren Untersuchungen zufolge handelt es sich jedoch um

einen Profanbau, ein erstes festes Haus der Johanniterniederlassung. Sich dieses dringend sanierungsbedürftigen Gebäudes anzunehmen, hat sich der Komtureiverein vorgenommen. Der Johanniterorden, der sich seiner Tradition verpflichtet fühlt, hat ebenfalls Unterstützung zugesagt. So besteht berechtigte Hoffnung, dass dieses wohl älteste profane Gebäude Sachsen-Anhalts saniert wird und eines Tages dort in einer Dauerausstellung die Ordensgeschichte präsentiert werden kann. —

.....
 Dass die Johanniskirche vom 1. April bis zum 30. September täglich zwischen 10 und 16 Uhr zur Besichtigung offensteht, verdanken die Besucher einer Schar ehrenamtlich tätiger Frauen und Männer. Sie machen es möglich, die Schätze der gotischen Hallenkirche mit den wunderbaren Glasfenstern zu besichtigen.

Um eine Führung zu erhalten, sollte man sich jedoch zuvor im Pfarrhaus bei Pastor Jan Foit, Tel.: 039393-324 anmelden.

.....

VOLKER HASSEMER

„Nachbarn bei Nachbarn“

Lesungen in Dorfkirchen – Eine Aktion der Stiftung Zukunft Berlin

Dr. Volker Hassemer war langjähriger Senator für Stadtentwicklung und Umweltschutz in Berlin. Er ist Vorstandsvorsitzender der Stiftung Zukunft Berlin.

Seit nun schon über drei Jahren veranstaltet die Stiftung Zukunft Berlin Lesungen mit Berliner Künstlern in brandenburgischen Dorfkirchen. Im Zentrum der Idee stehen die Kirchengebäude, die in Brandenburg nicht zuletzt durch die Initiative ihrer Bewohner zu neuer Schönheit gekommen sind. Diesen geben Persönlichkeiten des Berliner Kulturlebens die gebührende Ehre, die sich darüber freuen, die reiche Kulturlandschaft vor ihrer Haustür besuchen und dort auftreten zu können.

Eingeladen zu den Veranstaltungen sind vor allem Bewohner der jeweiligen Dörfer und der Region. Eingeladen sind aber auch Berlinerinnen und Berliner. Denn: Noch viel zu wenig begegnen wir uns in unserer gemeinsamen Region Berlin-Brandenburg; noch viel zu wenig nehmen wir die fabelhaften Attraktionen der Hauptstadt und ihres Umlands gegenseitig wahr. Wir wollen mehr Kenntnis voneinander, mehr Sympathie füreinander und mehr gegenseitige Achtung. Dafür bringen wir das ins Spiel, worauf die Region stolz sein kann: In Brandenburg sind dies nicht zuletzt die zahlreichen eindrucksvollen Dorfkirchen. Aus Berlin kommen bekannte Theaterschauspieler und Künstler und lesen, was uns alle verbindet: Zumeist sind es Texte von Theodor Fontane.

Unter anderem besuchten wir in den vergangenen Jahren Lindow mit seiner verwunschenen Klosterruine, Friedersdorf mit Preußens wohl berühmtestem Grabstein für Friedrich Adolf von der Marwitz, die gewaltige Schinkel-Kirche in Straupitz und das einzigartige Ortsensemble im uckermärkischen Wolfshagen mit der neugotischen Kirche und der Königssäule, die an die Stein-Hardenbergschen Refor-



Stiftskirche Neuzelle (Oder-Spree): Gastgeberort der Lesungen am 28. August; Foto: Bernd Janowski

men erinnert. In dem kleinen Dorf Mansfeld lauschten wir Texten des im dortigen Pfarrhaus geborenen Dichters Gottfried Benn und im benachbarten Steffenshagen wurden wir mit dem „Nationalgericht“ der Prignitz – Spanferkel mit Knieperkohl – empfangen. Auf die Veranstaltungen in diesem Jahr sind wir bereits neugierig... Die Stiftung Zukunft Berlin arbeitet an Ansät-

zen, die die Gemeinsamkeiten der Region Berlin-Brandenburg in den Vordergrund stellen. Berlin und Brandenburg sind politisch, kulturell und wirtschaftlich aufeinander angewiesen. Im Rahmen der Lesungen in Dorfkirchen möchten wir uns als „Nachbarn bei Nachbarn“ auf gleicher Augenhöhe begegnen und miteinander ins Gespräch kommen. —

Kontakt: luetjens@stiftungzukunftberlin.eu
www.stiftungzukunftberlin.eu

Die Termine 2016:

- 24. April – Dorfkirche Zernikow (OHV)
- 29. Mai – Stadtpfarrkirche Buckow (MOL)
- 12. Juni – Stadtpfarrkirche Heilig-Kreuz Ziesar (PM)
- 28. August – Stiftskirche Neuzelle (LOS)
- 25. September – Wendisch-Deutsche Doppelkirche Vetschau (OSL)
- 23. Oktober – Stadtkirche St. Lambertus Brück (PM)
- 20. November – Dorfkirche Demerthin (PR)

Beginn ist jeweils um 14 Uhr. Der Eintritt ist frei; um Spenden für die jeweilige Kirche wird gebeten. In der Regel gibt es nach der Veranstaltung eine Kaffeetafel.